

Erzählungen

und

Mährchen.

Der gesammten edleren Lesewelt,

besonders aber

der reiferen Jugend dargereicht

von dem

Verfasser der Beatushöhle.

[d.i. Wilhelm Bauberger.]

Dritte Auflage.

Mit Stahlstich.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1870.

Erste Abtheilung.

Die Wildschützen.

Eine Erzählung.

I.

Zorn und Necken sind leider die gewöhnlichsten, aber auch die gefährlichsten Fehler unter der Jugend. Aus ihnen keimen so viele traurige Folgen des höheren Alters, so viel Unglück für Staat und Familien.

Lies, meine liebe Jugend, folgende Erzählung, lies sie bedächtig, beherzige sie, prüfe dich, ob du keinen dieser Fehler an dir hast, und — bessere dich, wie Hermann und Julie! —

Vor etwa fünfzig Jahren lebte in einem engen Waldthälchen am Rhein ein Mann von sechzig Jahren seine alten Tage dahin. Er war seit seiner Jugend der Forstmann einer guten, wohlthätigen Herrschaft gewesen, der er immer in Treue und Redlichkeit gedient hatte. Sein Jägerhäuschen stand am Fuße eines schroffen Felsens, von dem noch die grauen Ruinen einer zerfallenen Burg aus der Ritterzeit herniedersahen. Und die über der Hausthüre hochragenden Hirschgeweihe sagten jedem Manne: „Hier wohnt der ehrliche Oswald."

Oswald hatte noch in seinen späteren Jahren ein gutes, sittsames, liebenswürdiges Mädchen geheirathet, und durch sie zwei schöne Kinder bekommen. Aber, ach, es traf ihn gleich darauf ein Schlag, der ihn beinahe zu Boden drückte. Bei dem letzten Kinde mußte die arme junge Frau das Leben lassen. Daher war der gute Mann vor der Zeit alt geworden, und die weißen Haare auf seinem Haupte gaben ihm das Ansehen, als wenn er noch zehn Jahre mehr hinter dem Rücken hätte. Er war oft äußerst betrübt; und hätte er sich nicht in die Vaterarme der göttlichen Vorsehung geworfen — er hätte dem Gram unterliegen müssen. — „Ständ' ich allein nur auf der Erde," seufzte er, „so wollte ich den schrecklichen Verlust gelassen ertragen und mich mit der kurzen Zeit trösten, die ich in diesem Thal des Jammers noch zu verleben habe. Aber wenn ich meine zwei unerzogenen Kinder ansehe, wird es mir so erschrecklich bange, daß ich beinahe vergehe. Ich bin, trotz meines Alters, fast Tag und Nacht in den Wäldern. Es ist meine Pflicht. Ich kann nicht anders. Wer wird sie nun erziehen, unterrichten, bilden? Ich schicke sie zwar in die Kirche, in die Schule — aber was nützt das Alles, wenn nicht im Vaterhause der Stempel auf das Gute gedrückt wird, das sie anderswo hören und lernen. Dort sind sie zerstreut, ihre Gedanken auf vielerlei gerichtet, wo sie nicht sein sollten. Aber zu Hause im trauten Familienkreise sind ihre Herzen gerührt und weich, um das Gehörte und Gelernte zu bewahren." —

Deßungeachtet trug er doch Alles bei, was in seinen Kräften stand, um die Erziehung seiner Kinder

zu vervollkommnen. In der Frühe, wenn er mit Jagdtasche und Gewehr nach dem Walde ging, mußten sie ihn begleiten, so weit das Thälchen reichte. Er zeigte ihnen Gottes Allmacht in Gottes schöner Natur; stieg vom Wurme bis zur aufgehenden Sonne, von der Sonne bis zum Menschen, von dem Menschen bis zum Schöpfer. Er redete von der Nahrung des Wurmes, das ist das Fett der Erde; von der Nahrung der Lilie auf dem Felde, das ist der Thau des Himmels; von der Nahrung des Menschen, das ist das Brod für den Leib, für den Geist aber Frömmigkeit, Tugend und Liebe zu Gott. Und dieß Alles erklärte er so einfach und väterlich, daß den Kindern nicht ein einziges seiner Worte entgehen konnte. —

Wenn er Abends nach Hause kehrte, harrten sie schon am Eingange des Waldes, und antworteten jubelnd auf die Töne seines Jagdhorns. Sein Erstes, wenn er sie erblickte, war immer die Frage, wie sie den Tag zugebracht hätten. Und wenn sie nun redliche Rechenschaft abgelegt, und er mit ihnen zufrieden war, durften sie sich an seinen Hals hängen, und ihn küssen. Oder er brachte ihnen einen jungen Vogel, oder ein Sträußchen Erdbeeren, oder eine schöne seltene Waldblume. Nun wurden im Nachhausegehen, wenn die Dämmerung des Abends sich so geheimnißvoll in das Dunkel der Nacht verlor, die jungen Herzen mit göttlichen Dingen beschäftigt. Der brillantene Schimmer der Sterne am unermeßlichen Himmelsgewölbe, und der matte Schein eines Johanniswürmchens am Boden, das Rauschen des Rheinstromes in der nächtlichen Stille, und das Sumsen der Abendkäfer — Alles

gab ihm Stoff zu heiligen Gesprächen mit seinen Kindern. Und er freute sich so innig in seiner Seele, wenn er sah, daß seine Lehren Wurzeln faßten, und ihm die Hoffnung gewährten, daß sie in Zukunft reichliche Früchte tragen werden. —

Hermann und Julie, so hießen die Beiden, waren im Ganzen recht gute Kinder. Aber Jedes hatte doch einen sehr bedeutenden Fehler. Hermann hatte einen gränzenlosen Jähzorn, so daß er, nur ein wenig gereizt, mit den Füßen die Erde stampfte, niederfiel, weinte, Scheltworte ausstieß, ja sogar in der höchsten Wuth nach Messer und Hirschfänger lief, oder, um seinen Zorn an einem Gegenstand auslassen zu können, den Hühnerhund seines Vaters so derb durchprügelte, daß das arme Thier winselte und heulte, und sich Tagelang unter dem Scheiterhaufen hinter dem Hause verbarg. War sein Zorn vorüber, so reute ihn Alles, was er gethan hatte. Er schämte sich vor den Leuten, die sein wildes Toben mit angesehen. Und wenn ihn der Vater gestraft hatte, so trat er dann zu ihm, kniete vor ihm nieder, bat um Verzeihung, und versprach vollkommene Besserung. —

Julie hatte einen entgegengesetzten Fehler. Sie konnte zwar nicht leicht zum Zorn gebracht werden; bei Allem, was ihr Hermann Leids zufügte, blieb sie immer ruhig und gelassen; höchstens, daß sie eine Thräne vergoß, mit den Worten: „Warte nur, ich will es dem Vater klagen, wenn er nach Hause kömmt." — Anstatt, daß sie es aber wirklich that, sann sie auf eine Gelegenheit, ihn auf das Feinste necken zu können, und besonders seine Lieblingsvergnügungen zu

stören. Je mehr er ihr's untersagte, desto mehr neckte sie ihn. Das erweckte seinen Zorn; es gab Streitigkeiten, und sie kamen endlich Beide klagend vor den Vater.

Der Vater schlichtete den Streit, versöhnte sie wieder, ermahnte sie zur Geschwisterliebe, weinte vor ihren Augen über ihren grenzenlosen Leichtsinn, stellte ihnen lebhaft vor, daß sie, von ihren Leidenschaften verleitet, noch in's schrecklichste Elend hineinrennen würden, bestrafte sie mit Worten, mit der tagelangen Aeußerung seiner Unzufriedenheit mit ihnen, züchtigte sie — und Alles wollte nicht helfen. Sie besserten sich zwar auf einige Zeit, und gaben einander die Hände, mit dem gegenseitigen Vorsatze, dem Vater nicht mehr so viel Kummer und Sorgen machen zu wollen. Allein, wenn die Gelegenheit gar so reizend zum Necken und zum Zorne war — so vergaßen sie die Ermahnungen und Züchtigungen des Vaters und ihre eigenen Vorsätze, und verfielen in ihre alten Fehler ärger, als jemals. —

„Ihr bringt mich noch vor der Zeit in's Grab," sagte der alte Vater zitternd vor Gram; „zu euch muß der liebe Gott mit seiner Zuchtruthe kommen, ich richte nichts aus mit euch. Ihr macht mir mehr Kummer und Sorgen, als die Wildschützen im Walde, die auf mein Leben lauern. Ihr seid auch Wildschützen, so jung ihr noch seid, und für mich die gefährlichsten. Ihr schießt mit euren Leidenschaften auf einander los, wie auf wilde Thiere, und bedenkt nicht, daß die zehnfachen Kugeln dieser eurer schrecklichen Gewehre jedesmal mein Herz treffen. O meine Kinder, was soll das werden? Schonet doch um Gottes willen meiner

grauen Haare. Was habt ihr davon, wenn ich heut oder morgen im Grabe liege? Jetzt bedenkt es, jetzt! Wenn ich nicht mehr bin, ist die Reue zu spät. Den halb vermoderten Vater können keine Thränen mehr lebend machen. Habt ihr es gehört? Merkt es euch endlich doch einmal auf immer, ihr jungen Wildschützen."

Diese Rede des Vaters schien den mächtigsten Eindruck auf die Herzen der Kinder gemacht zu haben. Hermann hatte von jeher den auffallendsten Abscheu vor den Wildschützen; und daß ihn nun der Vater selbst einen geheißen, das führte ihn unvermerkt auf ernsthafte Betrachtungen über sein wildes, zorniges Wesen. Julchen aber weinte einen ganzen Tag lang; er bat und flehte den Vater: „O, ich will gewiß nicht zu den Wildschützen gehören!"

„Wenn ihr," entgegnete Oswald, „nur einmal ein Vierteljahr in Verträglichkeit und Liebe mit einander zugebracht, so will ich von Herzen gern dieß Wort zurücknehmen; und ich umarme euch wieder mit Vaterfreude — als meine Kinder!"

II.

Der Herbst rückte heran — und die Geschwisterte hatten sich immer noch gut gehalten, worüber sich Oswald im Innern väterlich freute. Nun wurde von der Herrschaft eine große Jagd angesagt, wozu eine Menge vornehmer Herren und Jagdliebhaber aus der Gegend geladen waren. Der Morgen, an dem die Schützen

ausgezogen, war freundlich und helle, und verkündete einen heitern Herbsttag. Der alte Oswald durfte nicht zu Hause bleiben; denn er kannte ja jedes Plätzchen im Walde, und wußte am besten, wo sich ein Hirsch, oder ein Rehe, oder ein Wildschwein verborgen hielt. Die jungen Barone und Edelleute drangen auch während des Weges unaufhörlich mit Bitten in ihn, sie auf einen Stand zu führen, wo sie gewiß etwas erbeuten könnten — was dem guten, alten Oswald nicht wenig schmeichelte. Weil er bisher mit Hermann zufrieden sein konnte, so nahm er ihn mit auf die Jagd, um ihm Freude zu machen. Julie aber beschäftigte sich nach Kräften zu Hause in der Küche, und half für die Jagdtreiber, wenn diese Abends zurückkehrten, eine tüchtige Kost zubereiten.

Der Lärm der Jagenden hallte durch Wald und Thal; Schüsse auf Schüsse fielen. Manches Wild stürzte todt zu Boden — manches lief aber auch davon, was zu einer Menge von Späßen und Scherzen unter den Schützen Veranlassung gab. So wurde dieß Wesen bis zu Sonnenuntergang getrieben, und man kehrte, reichbeladen mit Beute, und unter frohen Jagdliedern der Heimath zu. Aber die reichste Beute war — ein Wildschütze, dem man zufällig auf die Spur gekommen war. Ein paar tüchtige Jagdhunde hatten sich über ihn hergemacht — und so war er von den Schützen gefangen worden.

Der wilde Mann mit trotzigem Auge und schwarzen, borstigen Haaren, mußte, die Hände über den Rücken gebunden, dem Zuge vorangehen. Rechts und links war er von tüchtigen Bauernburschen mit kno-

tigen Jagdprügeln umgeben; und vor ihm liefen sechs bis acht Hunde von der besten Art, die fortwährend auf ihn zurückbellten. Als Hermann diesen Gefangenen ansah, wurde es ihm ganz unheimlich und bange. Er gedachte der Worte seines Vaters: „Du bist ein junger Wildschütze!" — und machte in der Stille auf's Neue bei sich den festen Vorsatz, gewiß nicht mehr jähzornig zu werden.

Als man an Oswalds Wohnung angekommen war, befahl der Gutsherr, man solle den Wildschützen einstweilen in den danebenstehenden Thurm einschließen, bis ihm der Prozeß gemacht werde. Oswald schüttelte bedenklich den Kopf, indem er einwendete, der Thurm sei schon alt und morsch, und der Wildschütze könne mit einiger Anstrengung in der Nacht wohl herausbrechen.

Allein man merkte auf Oswald's Warnung nicht, weil man zu sehr von der Freude des Tages eingenommen war. Und der Wildschütze wurde eingesperrt. —

„So, böser Mann," sagte Oswald in ernstem Tone, da er die Thüre zu verriegeln im Begriffe war, „warte nur, die Gerechtigkeit folgt dir auf dem Fuße nach." — Aber der Wildschütze drehte die Augen, hob die Faust empor, schlug sie an die Wand, und fluchte.

Unterdessen hatte sich Alles in das Jägerhaus gemacht; und Oswald eilte, seine Gäste zu bewirthen. Ach, hätte er doch sein Gewehr mit sich hineingenommen. Aber nein, er vergaß es in der Eile, und ließ es an einem Baume hängen.

III.

Während drinnen im Hause Alles lustig und vergnügt war, schlich Hermann leise durch eine Nebenthüre heraus in's Freie. Er hatte vom Fenster aus Vögel auf den Bäumen und in der Nähe des Hauses herumfliegen sehen — da konnte er es im Zimmer nicht mehr aushalten. Denn es steckte ein gewaltiger Jäger in dem Knaben. Hurtig griff er nach der Lockpfeife, kroch auf allen Vieren in die am Eingang einer Schlucht neben einer Quelle von Gesträuch erbaute Vogelhütte, bestrich die Leimruthen, legte sie auf den Hecken umher, und schickte sich nun an, zitternd vor Begierde, die herumflatternden jungen Vögel auf die Ruthen zu locken.

Aber, ach, welch' ein Unglück! Da gerade Hunderte in der Nähe waren, hüpfte Julchen herbei, die ihn schon lange gesucht — und die Vögel flogen wieder fort. Ungehalten über das Geräusch, das sie verursacht hatte, schalt er sie derb aus. „Ach," sagte sie, ihn besänftigend, „ich wußte es ja nicht, was du thun willst. Jetzt weiß ich es wohl. Laß mich nur zu dir in die Hütte, und ich will die Vögel nicht mehr verjagen." — „Ich will dich nicht," erwiederte Hermann; wärst du stille herbeigeschlichen, so könnt' ich dich wohl in der Hütte leiden — aber jetzt geh' nur, geh'!" — „Ich bitte dich, Brüderchen," flüsterte Julie, „ich will stille sein, wie der Fuchs auf dem Acker, wenn er Mäuse sucht." — „Nein," trotzte Hermann, „ich kann dich nicht brauchen; und kommst du, so werf' ich dich aus der Hütte." — „Nun, so sollst du

auch keinen einzigen Vogel fangen," sagte Julie, und stellte sich hinter ein Gesträuch.

Hermann lockte mit der Pfeife. Die Vögel kamen wieder auf den einladenden Ruf, und flogen rechts und links um die Ruthen. Da sprang Julie hervor, warf ihre Schürze in die Höhe, und schrie: „Husch! Husch!" und fort waren sie alle. Hermann wurde roth vor Zorn, ballte die Fäuste, drohte ihr mit Schlägen, zog das Jagdmesser aus der Tasche, und — dachte nicht an den Wildschützen im Thurme, mit dem ihn der Vater so ernst und sinnreich verglichen hatte. Julchen aber lachte, und sagte nur immer: „Laß mich in die Hütte — und ich bin ruhig." — „Und jetzt gerade nicht!" erwiederte der zornige Bruder.

Ueber eine Weile pfiff er wieder. Die Vögel kamen. „Husch! Husch!" Und Hecken und Ruthen waren leer. „Aber, Mädchen," schrie der wilde Knabe, und zog den Hirschfänger, „ich spalte dir den Kopf, wenn du nicht stille bist." — „Ei, ei," entgegnete Julie spottend, „was du da doch sagen magst. Höre! wenn du mich nun gleich in die Hütte einließest — ich will nicht. Doch sollst du auch keinen Vogel haben."

In dem Augenblicke ließ sich auf einem nahen Baume der wunderschöne Gesang einer Grasmücke hören. Hermann lockte; das Vögelchen sang immer näher und freundlicher; er lockte wieder, da hüpfte es von Ast zu Ast tiefer herab, flatterte von Hecke zu Hecke, immer näher und näher, und eben wollte es auf eine Leimruthe — „Husch! Husch!" —

Jetzt rannte der Knabe wie wüthend hervor; Thränen des Zornes glänzten in seinen rollenden Augen.

Er sah die Flinte des Vaters am Baume hangen. Im Hui hat er sie, spannt, zielt, und schießt. Ein Schrei — Julchen fällt todtenblaß auf die Erde.

Obwohl der Knabe selbst durch und durch erschrocken war, so glaubte er doch Anfangs, sie verstelle sich nur, und ließ sie ein paar Augenblicke liegen. Aber nun sprang er hinzu, und berührte ihre Wange. Sie war kalt und ohne Leben. Er zitterte vor Angst, und rüttelte sie an den Gliedern: „Julchen! Liebes, liebes Schwesterchen, steh' auf, ich bitte dich; sieh', ich hab' es ja nicht so böse gemeint. Du sollst den ersten Vogel haben, den ich fange. Komm selbst in die Hütte; fange ihn selbst! Oder, sage nur, was soll ich dir geben! Ich habe eine schöne Bilderbibel. Willst du meinen jungen Hühnerhund? Alles, Alles sollst du haben. Steh' nur auf! Ich bitte dich um Gottes willen, steh' auf!"

Allein Julie blieb ohne Bewegung. Jetzt erst trat dem Knaben sein begangener Fehler in all' seiner Furchtbarkeit vor die Seele. „Was hab' ich gethan?" rief er laut auf weinend, „heiliger Gott! Sie ist todt! Ich habe meine Schwester erschossen. Ich bin der elendeste Knabe auf der Erde. Dadurch werde ich auch meinen Vater tödten. Ach, was fang' ich nun an, was fang' ich an? Verflucht sei der Zorn, der mich zu dieser That verleitete. Ach, wie bereu' ich sie! — Aber es ist zu spät, zu spät! Sie ist todt, todt! — Halt, ich höre schon Geräusch in dem Hause. Ich muß fort, fort! Ich darf meinem Vater nicht mehr unter die Augen treten. Ich bin ein Wildschütze! Ich bin Schwester- und Vatermörder! Fort, in den Wald!

Ein harter Stein sei mein Lager; Nesseln und Wurzeln will ich essen. Für mich ist das Schlechteste gut genug; ich verdiene das Leben nicht. — O meine Schwester! Julchen, Julchen, lebe wohl! Verzeihe, verzeihe mir! Verklage mich nicht vor Gottes Richterstuhl!“ —

So rief er bewußtlos, fiel auf sie hin, küßte und drückte sie, und benetzte ihre Wangen mit seinen Thränen.

Der Schuß, der in geringer Entfernung von dem Jägerhause gefallen war, hatte auf einmal dem Jubel und Singen der lustigen Zecher ein Ende gemacht. Anfangs saßen alle stumm; dann aber rannten sie auf, und jeder wollte zuerst zur Thüre hinaus, um zu sehen, was vorgefallen. „Das muß ein Wildschütze sein!“ schrieen sie wie aus einem Munde, und langten nach Gewehr und Jagdmesser, um ihn zu verfolgen.

Aber wie starrten sie auf einmal, als sie Hermann neben der leichenblassen Schwester knieen sahen, und den Schreckensausruf vernahmen: „Ich habe meine Schwester erschossen!“ Der Förster konnte sich bei dieser Entdeckung nicht mehr halten, er sank, übermannt vom fürchterlichsten Schmerzgefühl, zusammen. Ein Jäger, der noch einige Geistesgegenwart besaß, schickte auf der Stelle seinen Burschen fort, um den Wundarzt des eine halbe Viertelstunde entlegenen Dorfes schleunigst herbeizuholen. Nun wurde das Mädchen von vier Männern sanft emporgehoben, und langsam in das Haus getragen. Den wankenden greisen Vater führten sie nach. Er rang die Hände, zerraufte sich die grauen Haare. Seufzer ohne Ende zerstießen

seine Brust; Thränen aus den rothen Augen flossen auf die Erde. „O Gott," jammerte er, „was muß ich an meinen Kindern Alles erleben! Wie weit ist es mit ihnen gekommen! O das ist schrecklich; das bringt mich unter die Erde! Dieß noch hat gefehlt, dieß — und das Maaß meines Jammers ist voll. Ach, daß ich doch vorher gestorben wäre. Ich hätte sie segnen können. Mein Segen hätte sie vielleicht vor so schrecklichen Mißgriffen ihres jungen Lebens bewahrt! Hermann! Hermann! hab' ich dieß um dich verdient? Dieß ist also der Lohn für alles Gute, für meine Vaterliebe? — O wie oft, wie nachdrücklich und ernst hab' ich dir deinen leidenschaftlichen Zorn vorgehalten. So wenig hast du meine Ermahnungen zu Herzen genommen, daß du nun in deinen jungen Jahren Mörder deiner Schwester — und bald auch deines Vaters werden mußt. Ja, ja, ich werde bald sterben. Für mich ist Sterben das Beste. O mein Gott, hole mich heim zu dir!"

Und sie hatten das Jägerhaus erreicht. Alles strömte nach, die erschossene Julie zu sehen, und Oswalds Jammer zu hören. Es flossen auch viele Thränen der Theilnahme über ein so erschreckliches Unglück.

Im Freien aber war es indessen stille und lautlos geworden. Hermann hatte sich, da er allein war, schnell aufgerafft, und entfloh durch die Schlucht dem Walde zu. — Die Natur verhüllte sich in ihr Dämmerungs-Gewand, und der Herbstnebel stieg, wie ein Geist, aus dem nahen Feldthal in die Höhe, um die alten Ruinen auf dem Felsen zu umfangen. Cikaden

kreischten; Wellen stiegen, und der Abendstern schien an das Jägerhaus, und wollte sagen: „Gute Nacht!“

IV.

Da rührte es sich allmählig im alten Thurme. Der Wildschütze hatte Alles mit angehört, was vorgefallen war, und da er nun nichts Menschliches mehr in seiner Nähe hörte, mußte er den Entschluß gefaßt haben, die morsche Thüre zu sprengen, und davon zu laufen. Das von Innen tönende Gepolter gab dieß leicht zu erkennen. Aber da es auf wiederholte Versuche nicht gelingen wollte, brach er in die schrecklichsten Verwünschungen aus. Jedes lebende Wesen, wenn es die fürchterliche Baßstimme aus einem so verdächtigen Orte heraus vernommen hätte, wäre voll Schrecken davon geflohen. Endlich wurde er stille. Aber nicht lange, so pfiff er ganz schauerlich und nervendurchdringend. Ueber eine Weile pfiff er zum zweitenmale, noch lauter; da entstand im nahen Gebüsch ein Geräusch. Er pfiff zum drittenmale — und Zwei seines Handwerkes, halbe Riesen, gerade so abscheulich, wie er, krochen hinter einem Baume hervor. Sie lauschten und sahen überall umher, ob kein Mensch in der Nähe wäre. Dann schlichen sie zum Thurme.

„He da, wo bist du denn?“ brummte Einer in's Schlüsselloch hinein. „Verflucht sei, der dich da hineingesperrt.“ — „Zum Henker,“ erwiederte der im Thurme, „flucht, wenn ich draußen bin; jetzt aber macht mich frei. Ihr habt die beste Gelegenheit dazu. Es ist

stockfinstere Nacht. Alles ist im Jägerhaus. Wenn es auch dort laut zugeht — das darf euch nicht kümmern. Ein glücklicher Zufall hält sie Alle drinnen gefesselt. Hier dürft ihr pochen und hämmern, wie ihr wollt. Wenn ich nicht heute noch aus diesem verfluchten Loche komme, so führen sie mich morgen in die Stadt, und dann ist's um uns Alle geschehen. Denn, wenn ihr mich hier so erbärmlich im Stiche laßt, so werde ich euch im Verhör nicht verschonen.“ —

Endlich, geschreckt durch diese Drohung, schickten sie sich an, mit einem scharfgeschliffenen Beile die morschen Bretter der Thüre zu zerhauen. Die Arbeit hielt doch lange an; und das durch das Einhauen verursachte hohle Gekrache bewog sie oft, daß sie sich hinter den Thurm zurückzogen, um immer wieder zu lauschen, ob man im Hause drinnen ihrer nicht gewahr werde. Nach einer Viertelstunde brach durch gegenseitige Anstrengung die Thüre — und der Wildschütze war los. Er umarmte in der gräßlichsten Freude seine Kameraden, und lachte, als wenn er der Strafe des Weltgerichts entgangen wäre. „Nun,“ brummte er höhnisch, „nun sollen sie morgen in aller Frühe kommen, und mich abholen wollen. Ha, ha! das wird ein gewaltiger Spaß werden. Der alte Graukopf hatte doch recht, da er die Andern warnte, mich nicht da hineinzusperren. Ich warf ihm ein paar Blicke zu, da er dieß sagte, als wenn ich ihn durchstechen wollte. Aber zu meinem Glücke haben ihm die Dummköpfe nicht geglaubt. Nun sollen sie mich holen im tiefsten Walde, wo wir Herren und Vögte sind.“ —

Und alle Drei lachten schrecklich zusammen. Dann

hob der Erste die Faust gegen das Jägerhaus, dessen Inneres mit einem Kerzenlichte beleuchtet war, und fluchte bei der furchtbaren Nacht: „Warte, alter Jäger, ich will nicht ruhen, bis ich dir deine schlaue Warnung vergolten habe. Wenn du mir schon mein Gewehr genommen — sieh' hier liegt noch das Deinige am Boden. Dein Sohn hat seine Schwester damit erschossen. Ich aber will dir eine Kugel daraus zusenden, daß du keiner zweiten mehr bedarfst." —

Bei diesen Worten griff er hastig nach dem Gewehr, das man in der Verwirrung mit in's Haus zu nehmen vergessen hatte, hob es hoch empor, schwang es dreimal in der Luft, und rannte mit seinen Kameraden über Stock und Stein — in die Nacht hinaus.

V.

Die Nacht war vorüber. Der Nebel des Herbstmorgens verzog sich allmählig in einen leichten Dunst, und verschwand in der Luft. Die falben Blätter der Waldbäume fielen, von den Tropfen des Nebels überwältigt, rauschend zur Erde. Da fuhr Hermann erschreckt vom Schlafe auf. Er war gestern kraftlos und müde durch das nächtliche Herumirren im Walde unter einer Buche niedergesunken. Schreckliche Träume hatten ihn gequält; die furchtbare That stand in belebten Gestalten vor seinem Gewissen.

„Wo bin ich?" fragte er sich selbst. „So hat sich denn wirklich all' dieß Furchtbare zugetragen? O ja, ich kenn' es an den Qualen meines Gewissens. Ach,

Julchen, mein Julchen! — Wie ich an meinen Gliedern zittere, meine Kleider sind durchnäßt vom Nebel; die Herbstluft ist so schauerlich und kalt, und mir ist so bang unter diesen Bäumen. Ich will zu meinem Vater zurückkehren; ich will vor ihm niederfallen; ich will ihm sagen: Siehe Vater, hier liegt dein ungerathener Sohn; ich habe gesündigt gegen den Himmel und gegen dich. Aber verstoße mich nicht! Nur dießmal, dießmal nur noch Verzeihung! Fange mit mir an, was du willst; halte mich für den geringsten Knecht; züchtige mich; nur verstoße mich nicht; verzeihe mir!" —

Und er wandte den Fußtritt auf den engen Pfad zurück, auf dem er gekommen war. Aber da hielt er plötzlich inne. „Nein," rief er, und verbarg sein Angesicht, über das die Thränen herabquollen; „nein, ich darf, ich kann nicht zurück. Ich habe schon so oft Besserung versprochen und nie gehalten. Das Schrecklichste ist geschehen. Julchen ist todt! Der Vater darf mir nicht verzeihen. Nein, nein, ich will nicht zurück; mein Anblick tödtet auch ihn. Wie liebreich hat er mich oft ermahnt! Und was sagte er noch vor kurzer Zeit? „Ihr seid auch Wildschützen. Ihr schießt mit eueren Leidenschaften auf einander los — und die zehnfachen Kugeln treffen mein Herz." Diese Worte konnt' ich vergessen, ich Elender! Und wie erschrack ich gestern, als ich den Gefangenen sah! Welche Vorsätze machte ich, mich zu bessern, und gleich darauf wurd' ich ein größerer Sünder, als er selbst! — O, es empört sich mein Inneres vor mir!"

Und er warf sich auf seine Kniee nieder. Seine thränenvollen Augen wandte er hinauf, so weit er konnte, die Hände rang er ohne Unterlaß, das jugendliche, keineswegs verdorbene Herz schwebte auf seinen zitternden Lippen. „Gott im Himmel,“ betete er, „nur dießmal noch mach' es anders, wenn es möglich ist, und dir ist ja Alles möglich. Du siehst in mein Herz! Du kennst meine Reue und den Vorsatz einer vollkommenen Besserung; o laß mich doch nicht verloren gehen. Ich will mir diesen Vorfall mein Leben lang wohl zu Gemüthe nehmen. Ich will bei jedem Reiz zum Bösen an diese schreckliche That denken. Nur nimm mich wieder auf als dein Kind. Du hast noch keinen einzigen reuigen Sünder von dir gewiesen — verstoße auch mich nicht; lege mir in das Herz, was ich nun beginnen soll.“ —

Da wurde er plötzlich durch ein Geräusch und menschliches Brummen aus einiger Entfernung unterbrochen. Er erschrack und kroch vorsichtig in ein nahes, sehr dunkles Gesträuch, wo er jedoch, wenn er den Kopf ganz auf die Erde neigte, den freien Platz vor sich im Anblicke hatte. Es vergingen einige Minuten — da sah er drei Männer durch die Waldschlucht heraufkommen, die unter einander in sehr heftigem Gespräche begriffen waren. Der Weg, wie es schien, führte sie an dem Gesträuche vorüber. Aber wie zitterte er, da er den Mann, der in der Mitte ging, sogleich für den gestern eingefangenen Wildschützen erkannte. Zu der Angst gesellte sich im Augenblicke die innerste Gewissenspein, da er an der Seite des Mannes das Gewehr seines Vaters gewahrte. Es erin-

nerte ihn wieder auf das Lebhafteste an die schrecklich verübte That.

Die Männer standen gerade vor dem Gesträuche stille, und luden ihre Gewehre. Während dieser ganzen Zeit schwebte der Knabe in wahrer Todesangst. Er hielt den Odem an sich, und rührte sich nicht. Das geringste Geräusch hätte ihn verrathen.

„So wahr ich die Flinte lade," hub der in der Mitte an, „der Jäger Oswald darf nach zweimal vierundzwanzig Stunden nicht mehr leben. Der Alte ist uns schon lang ein Stein im Wege. Und nun durch den gestrigen Vorfall hat er mir vollends die Galle auf's Höchste getrieben."

„Nur sachte, sachte," entgegnete der Andere; „so blindlings dürfen wir nicht zu Werke gehen, wenn wir nicht alle Drei unser Leben auf's Spiel setzen wollen, wie du gestern das Deinige." — „Du hast Recht," fiel der Dritte ein, „ich für meinen Theil werde um alle Welt nichts wagen, wenn sich nicht eine gute Gelegenheit darbietet." — „Ich sag' euch aber, „brummte der Erste lachend, „die haben wir morgen mit Haut und Haar. Ihr wißt, es wird in der Riedmühle drüben Kirchweihe gehalten. Da muß der Jäger, trotz der Trauer über den Tod seines Töchterleins, dabei sein, weil ihm der Gutsherr die Aufsicht über Ruhe und Ordnung gegeben hat. Ich verkleide mich in einen Bauernknecht, und halte mich immer in seiner Nähe. Wenn er nun in der Nacht nach Hause geht, so stoß' ich auf dem Fußwege, wie von ungefähr, zu ihm, und leiste ihm in aller Vertraulichkeit Gesellschaft. Er wird froh sein, einen Gefährten durch den verrufenen Wald

zu haben. Sind wir aber in der Nähe der drei großen Buchen, wo ihr euch Beide inzwischen verborgen habt — so pfeif' ich dreimal durch den Finger; ihr springt hervor, und wir haben ihn gefangen. Nun schleppen wir ihn tiefer in den Wald, und binden ihn an eine Eiche, bis der Tag erwacht. Dann will ich auf sein Herz zielen, so ruhig und sicher, wie auf ein Wildthier."

Die beiden Andern schüttelten den Kopf bei dem verwegenen Plan ihres Meisters. Da er aber bei ihrem Zaudern furchtbar schrie: „Nun, wollt ihr nicht? schlagt ihr nicht ein?" warfen sie ihre Hände in die seinigen, daß das Echo des Klatschens schauerlich am Waldberg hinaufzischte.

Die Flinten waren geladen — und sie gingen weiter.

Wie dem Knaben im Gesträuche während dieser Zeit gewesen sein mußte, läßt sich leicht denken. Schrecken, Angst und Freude bemächtigten sich seines Herzens. Da die Männer vorüber waren, kroch er hervor, kniete nieder, und rief: „Lieber Gott, ich danke Dir! Noch bin ich nicht verloren! Du hast mich wieder in Gnaden angenommen!" — Nun erhob er sich schnell, und eilte hinab durch die Schlucht, der Heimath zu.

VI.

Der alte, bedauerungswürdige Oswald war, da sie ihn mit Julchen in das Zimmer gebracht hatten,

stumm und krank vor Schmerzen in seinen Lehnstuhl gesunken. Seine Thränen flossen auf Julchen, die bleich und bewegungslos in ihrem Bettchen lag.

Kaum war eine Viertelstunde vorüber, so trat der Wundarzt ein. „Sie ist todt, todt!" rief ihm der bekümmerte Vater beim Eintritte entgegen. Der Wundarzt aber, ein ehrwürdiger, erfahrener Mann, trat ruhig vor ihr Bett, untersuchte und fand, daß der Schuß nur am rechten Arme vorüber gestreift hatte; er fühlte nach den Pulsen — sie schlugen.

„Gottlob! es ist nicht so!" sprach er lächelnd: Sie lebt! Sie ist unbeschädiget! Ich habe bereits den ganzen Hergang der Sache aus dem Munde des Jägerburschen vernommen, der mich hiehergeholt. Das Mädchen ist blos vom Schrecken überrascht worden; eine Ohnmacht hat sie ergriffen. Tröstet euch, mein lieber, alter Freund! Sie wird bald genesen. Und wir wollen Gott danken, daß die Sache, die allerdings sehr bedeutend hätte ausfallen können, so gut abgelaufen ist."

Oswald war durch diese tröstende Entdeckung wie zu einem neuen Leben zurückgerufen; er erhob voll Dank die noch zitternden Hände.

Nun ergriff der Wundarzt alle erdenklichen Mittel, das Mädchen zur Besinnung zurückzubringen. Er rieb mit warmen Tüchern die Gliedmassen, befeuchtete mit scharfem Essig und wohlriechendem Oele ihre Schläfen; gab ihr an die Nase zwei bis drei Tropfen einer geistigen Tinktur — und nach wenigen Minuten rührte sich Julchen, und richtete sich im Bette auf.

Der alte Vater, darüber hoch entzückt, fiel ihr um

den Hals: „O ihr bösen Kinder," stammelte er, „was habt ihr wieder gethan? Euren armen Vater habt ihr beinahe zu Tode gemartert. Doch, Gott sei Dank, weil du nur wieder lebst!"

Julchen sank zurück auf ihr Bett, und schlummerte ein.

„O ihr bösen Kinder," redete der alte Mann noch immer mit sich selbst, „ihr Bösen! Ja, beinahe zu Tode gemartert! — Ihr Wildschützen!" — Er lehnte das matte Haupt über das Rückenpolster und schlief. —

Als er am Morgen erwachte, lächelte ihm Julie frisch und heiter entgegen. Jetzt gedachte der Vater seines Sohnes. Im furchtbaren Schrecken hatte er gestern seiner vergessen. — „Wo ist Hermann? wo ist er?" rief er im ganzen Hause herum. Niemand wußte, wo? „Um Gottes willen, so geht doch! sucht, sucht! ihr dürft nicht ohne ihn kommen. Ach, wie arm bin ich alter Mann! Nun fehlt mir wieder der Knabe. Und an Allem ist er selber Schuld, der böse Knabe."

In dem Augenblicke kam ein Jägerbursche, und brachte die Nachricht, Hermann werde sogleich da sein; er eile raschen Schrittes dem Zimmer seines Vaters zu; der Arme habe ganz rothgeweinte Augen.

„Ja, ja," schluchzte Oswald, „er soll nur weinen, recht weinen; er hat mir auch viele Thränen ausgepreßt. Ich will ihn aber auch bestrafen dafür. Julchen, geschwind verbirg dich im Nebenzimmer. Er soll es nur noch eine Zeitlang glauben, daß du todt seiest, — der böse Knabe!"

Kaum hatte sich Julie verborgen, da öffnete sich

die Thüre in das Zimmer des Vaters — und Hermann kroch auf den Knieen herein. Der Knabe weinte, daß eine Thräne die andere schlug. „O Vater, mein Vater!" Dieß waren die Worte, die er hervorbringen konnte. Oswald trat ihm ernst entgegen: „Hermann," sprach er bewegt, „du hast die Früchte deines Zornes geärntet; du trägst nun auf immer den Gedanken an eine schreckliche That in dir. Was geschehen ist, kannst du nie mehr ungeschehen machen. All' mein Warnen, all' mein Strafen war umsonst. Ach, mein Sohn, mein Sohn, wenn du dich jetzt nicht wahrhaft besserst, so ist's vorüber."

„O gewiß, gewiß," rief Hermann, und umfaßte die Kniee seines Vaters, „sieh Vater, hier liegt dein ungerathener Sohn; ich habe gesündigt gegen den Himmel und gegen dich; aber verstoße mich nicht; nur dießmal, dießmal nur noch Verzeihung. Fange mit mir an, was du willst! Halte mich für den geringsten Knecht! Züchtige mich; nur verstoße mich nicht! Verzeihe mir! Siehe, ich will mich gewiß bessern. O mein Gott! Vater! Julchen!" —

Nun konnte es Oswald selbst nicht mehr aushalten. Sein weiches Vaterherz zerschmolz in Thränen. „Hermann," sagte er, „wenn es dir denn wirklich ernst ist, wenn du deinen Vater nicht auf ein Neues betrügen willst — siehe, so geb' ich dir deine Schwester wieder."

Und mit diesen Worten öffnete er die Thüre in das Nebenzimmer. Kaum, daß sich die beiden Geschwisterte erblickten, so erscholl es: „Julchen! Hermann." Und sie lagen sich in den Armen. „So bist

du denn wirklich mein Julchen?" fragte Hermann: „O wie froh bin ich, daß ich dich wieder habe. Ich will gewiß nicht mehr schießen. Geh' in meine Hütte, so oft du willst. Sie gehört dein — ich will sie dir schenken. Julchen, und du gehörst wieder mein!" —

Oswald freute sich über diesen Anblick im Stillen, und sagte bei sich: „Nun kann ich einem frohen Greisenalter entgegensehen. Gott ist mit seiner Zuchtruthe gekommen."

Wie er sich nun nach dem ganzen Hergang der Sache genau erkundigte, wollte Jedes allein die Schuld haben. Dieß schien ihm schon ein gutes Zeichen einer beginnenden Besserung. Denn, wenn sie sonst Zwist mit einander hatten, wollte Jedes Recht haben. Er aber sagte am Ende: „Beide tragt ihr die Schuld. Und wenn die Sache übler ausgefallen wäre, als es wirklich der Fall ist — ich könnte Keines in Schutz nehmen. Du, Hermann, sollst nicht zürnen, und Julchen, du sollst nicht necken. Merkt es euch nun einmal in allem Ernste; ihr jungen Wildschützen!" —

VII.

„Wildschützen!" rief Hermann, und fiel dem Vater um den Hals: „Theurer, guter Vater, du schwebst in naher Todesgefahr. Der Wildschütze hat aus dem Thurme gebrochen. Laß nur einmal nachsehen, ob es sich nicht so verhalte. Ich sah ihn im Walde. Ich sah sie Alle. Drei sind es an der Zahl, wilde furchtbare

Männer. Sie haben sich gegen dich verschworen. Sie gehen auf dein Leben los."

Hermann redete noch — da drangen die Jägerbursche beim Zimmer herein, und schrieen: „Der Wildschütze ist fort! Die Thüre ist eingesprengt!"

Der Knabe erzählte nun das Gespräch der Wildschützen im Walde von Wort zu Wort; denn es war ihm keines entgangen. Oswald war äußerst ergriffen von dem, was er hörte. Und nachdem Hermann mit der Erzählung fertig war, sagte er sehr ernst und väterlich: „Siehst du nun, mein Sohn, welch' ein furchtbares Ende deine That genommen haben würde, wenn nicht Gott unendlich gütig und freundlich mit uns verführe. Dein Zorn hat auf Julchen geschossen; der Schuß und Julchens Ohnmacht brachte das ganze Haus in Verwirrung; die Verwirrung begünstigte das Vorhaben des Wildschützen, aus dem Thurme zu brechen, und — wir sind Alle verloren. Aber in dem Augenblicke, da du wahre, innige Reue über deinen Fehltritt empfunden, sieht dich Gott in Gnaden an, und gewährt dir die Freude, mich vor der nahen Todesgefahr warnen zu können. O Dank, Dank dem gütigen Gott!" —

Nun berathschlagte sich Oswald mit seinen Leuten, was zu machen wäre. „Herr," sagten diese frohlockend, „Ihr habt weiter nichts zu thun, als morgen zur Kirchweihe in die Riedmühle zu gehen. Für alles Andere laßt uns sorgen. Dießmal fangen wir alle Drei auf einen Streich; und so ist doch die Gegend wieder einmal sicher und frei von dem tollen Raubgesindel."

Sie erklärten ihrem alten Herrn, wie sie es mit den drei Wildschützen machen wollten; und Oswald war mit ihrem Anschlage ganz zufrieden. Nur empfahl er den jungen hitzigen Jägerburschen Ruhe und kluge Vorsicht.

Am andern Tage in aller Frühe wanderte Oswald, mit Gewehr und Jagdtasche versehen, der Riedmühle zu. Er nahm einen Umweg, um den Wald zu vermeiden, und sich, besonders dießmal, keiner Gefahr auszusetzen. Die Jägerbursche versprachen mit Hermann nachzukommen, weil sie kein Aufsehen erregen wollten. — Der Müller hieß den Förster freundlich willkommen, und nahm den herzlichsten Antheil an dem gestrigen Unglücke; denn er hatte auch schon davon gehört; deßgleichen die Bauern und ihre Weiber aus dem nahen Dorfe, die alle mit ihren Söhnen und Töchtern zur Kirchweihe gekommen waren. Da aber Oswald den guten Ausgang der Geschichte erzählte — boten sie ihm freudig die Hand, und wünschten ihm Glück; denn sie schätzten ihn als den verständigsten und bravsten Mann in der Gegend.

Unter den Gästen war auch ein junger Bauernbursche, der immer allein saß, und hie und da ein Wort dazwischen sprach und, wenn es gerade Niemand bemerkte, die Augen unter den schwarzen Wimpern herumwarf, wie ein Luchs, wenn er auf Beute lauert. Es ging das Gerede unter den Gästen, er sei erst gestern Abends bei einem Bauern im andern Dorfe drüben eingestanden.

Unterdem kamen die Jäger. Hermann hatte gleich beim Eintritte den Fremden in's Auge gefaßt

und, trotz seines veränderten, vortheilhaften Aussehens, sogleich erkannt. Er winkte seinen Leuten zu, und bezeichnete den dort als verdächtig.

Als der verkappte Wildschütze plötzlich zehn bis zwölf Jägerbursche hereintreten sah, zeigte sich auf seinem Gesichte eine trotzige Verwirrung. Er suchte sie zu verbergen, und führte ein Mädchen zum Tanze auf. Da er aber sich schnell umdrehte, fiel ihm ein großer, schwarzer Bart aus der Tasche. Einer aus Oswalds Leuten sah es, schlich herbei, und steckte den Bart zu sich. Nun war er gänzlich verrathen. Die Bursche bewachten alle Ein- und Ausgänge des Hauses.

Nun setzte man sich zur Mahlzeit, und die Gäste ließen es sich alle wohl schmecken. Diese Gelegenheit benützte der Wildschütze, stahl sich aus dem Zimmer, schlich durch einen finstern Gang, und wollte sich durch die Hinterthüre des Hauses in's Freie davon machen. Aber da wurde er von den Fäusten und dem Gelächter tüchtiger Jägerbursche empfangen. Alles Wüthen und Fluchen nützte nichts; er wurde gebunden und in das Haus zurückgeführt. Bei Durchsuchung seiner Taschen fand man Pulver und Blei, einen Jagddolch, und einen vom Schafte gedrehten Flintenlauf. Alles freute sich über diesen glücklichen Fang. Nur die Mütter schalten und bissen sich vor Aerger in die Lippen, daß ihre Töchter mit einem Wildschützen getanzt hatten.

Oswalds Leute banden nun den saubern Kameraden an einen eisernen Ring, der in der Wand befestigt war, und bewachten ihn, während sich die übrigen Gäste wiederum den Freuden des Festes überließen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Da aber die Nacht

hereingebrochen, und es so dunkel geworden war, daß man kaum sechs Schritte vor sich hinsehen konnte, brachen die Jägerbursche mit ihrem Gefangenen auf. „Du mußt uns," sagte Einer zum Wildschützen, „mit oder wider Willen einen sehr großen Dienst erweisen. Wir möchten gerne deine Kameraden sehen. Man sagt, sie seien so prächtige Männer, wie du. Führ' uns also bei ihnen vor. Denn gehen wir so allein zu den drei Buchen, so erschrecken sie und laufen davon. Wir wollen aber nicht, daß sie sich vor uns fürchten sollen. Du hast ein Zeichen mit ihnen verabredet, auf dieses werden sie augenblicklich erscheinen, und — den alten Jäger Oswald in Empfang nehmen. Nicht wahr? So ist es? Wissen wir es nicht? O, die Bäume haben Ohren und Zungen. Schurken, nehmt euch besser in Acht, wenn ihr wieder einmal einen Mordanschlag verabredet. Doch wir wollen sorgen, daß es nimmer geschieht."

Der Wildschütze war durch diese Rede wie vom Blitz zerschmettert, er starrte vor sich hin und fluchte. Aber der Jäger setzte ihm ein zweischneidendes Messer auf die Brust, und sprach mit donnernder Stimme: „Willst du dich ruhig verhalten bis zu den drei Buchen? Willst du dann dreimal durch die Finger pfeifen? Willst du?" —

Er mußte wollen. Er entschloß sich auch lachend, indem er nun doch schon verloren war. Der Zug bewegte sich fort. Drei führten den Gefangenen. Die Andern hielten sich immer in geringer Entfernung, ohne ein Wort zu reden, oder auch nur das geringste Geräusch zu machen. Unter ihnen waren Oswald und

Hermann. So kam man in die Nähe der drei Buchen. Zwei von den Jägerburschen redeten ganz gemüthlich und laut miteinander, um die lauernden Wildschützen zu täuschen, als wenn es ihr Kamerad mit dem alten Jäger wäre. Der Gefangene brummte: „Dummköpfe, bleibt drinnen, wenn ich pfeife" — und pfiff — wieder — zum drittenmal. Da stürzten die zwei Wildschützen mit gräßlicher Stimme hervor — und sahen sich rings von Jägerburschen umgeben, die schon auf das zweite Pfeifen voran gerannt waren. Alles Toben half nichts. Im Augenblicke waren sie fest gebunden. Man schlug Feuer, und zündete eine Fackel an. Nun sahen sie ihren Irrthum ein — und verfluchten ihren Meister. Er aber lachte und schrie: „Hab' ich denn nicht gebrummt: Dummköpfe bleibt drinnen, wenn ich pfeife? Aber was schadet's euch? Wo euer Meister ist, sollt auch ihr sein. Und ist es denn etwas Arges, ob ein Jahr früher am Stricke hangen? — Zeigt doch vor diesen da nicht, als wenn es euch nicht gleichgiltig wäre."

Da trat Oswald mit Hermann in den schauerlich beleuchteten Haufen. — „Dießmal," sprach er, „habt ihr die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Mein Sohn, der aus Angst und Schmerz über seine böse That besinnungslos in den Wald geflohen, hat euren schändlichen Mordanschlag mitangehört. Die strafende Gerechtigkeit hat euch erreicht. Gehet nun hin, und empfanget den Lohn für euer verbostes Leben!"

VIII.

Die Wildschützen wurden noch in derselben Nacht in die Stadt abgeführt, nnd dem Gerichte übergeben. Drei Monate brachten sie in dem Kerker zu, ohne auch nur das Geringste ihrer frühern Verbrechen einzugestehen. Endlich wurde durch die schrecklichste Folter dem Häuptling das Geständniß entlockt, daß er schon einmal einen Mord begangen. Er wurde daher zum Tode verurtheilt. Die beiden Andern aber, weil sie nach der Aussage des Erstern selbst an keinem andern Mordanschlag, als an dem gegen Oswald, Antheil genommen, wurden zur zehnjährigen Kettenstrafe verdammt.

Da nun Jener hörte, daß ihm wirklich der Prozeß gemacht sei — fuhr er erschrocken zusammen. Er hatte immer noch auf gelindere Strafe gehofft.. Sein höhnisches Lächeln, das er die ganze Zeit im Kerker beibehalten hatte, verwandelte sich auf einmal in eine ernsthafte, nachdenkende Miene. Er fragte den Wärter, wie lang er noch leben dürfe; und hörte mit Schrecken, so lange nur, als er den alten Jäger Oswald leben lassen wollte. Er weinte, und verlangte zum erstenmale einen Geistlichen. Durch diesen wurde er endlich so in sich selbst zurückgeführt, daß er sein Leben aus dem innersten Grunde seines Herzens bereute, zur großen Freude Aller, die von dem Wildschützen gehört hatten. Am Tage vor seiner Hinrichtung, wo ihn viele Hunderte von Menschen besuchten, gab er besonders der Jugend herzergreifende Ermahn-

ungen. Und wenn die Leute über ihn weinten, hob er den Finger empor, und sagte mit zitternder Stimme: „O weinet über eure Kinder, wenn sie euch nicht gehorchen; und über euch selbst, wenn ihr sie nicht fromm und sorgsam erziehet.“ —

Gegen Abend ließ er den Förster Oswald mit seinen Kindern zu sich bitten. Als der Mann erschien, fiel er vor ihm nieder, und bat ihn tausendmal um Verzeihung wegen des Leides, das er ihm angethan, und dankte Gott mit erhobenen Händen, daß er den schrecklichen Mordplan nicht zur Ausführung kommen ließ. Zu den Kindern aber sagte er: „O ich bitt' euch um Gottes willen, folget eurem Vater, und werdet verträglich. Der unbändige Zorn in meiner Jugend hat mich zu dem greuelvollen Leben, und nun zu dem schmachvollen Tode auf der Richtstätte gebracht. Ich hatte eine Schwester, die ich über Alles liebte. Aber mein rasender Zorn verleitete mich zu einer That gegen sie, die die Grundlage meines künftigen verdorbenen Lebens wurde. — Wir angelten einmal mit einander an einem Bache. Sie fing größere und schönere Fische, als ich. Das verdroß mich, und ich wurde mürrisch. Als wir nach Hause gingen, lachte sie mich aus. Ich wurde zornig. — „Sieh, sieh! ich kann der Mutter schönere Fische bringen, als du!“ So neckte sie mich, zeigte mir die Fische, verbarg sie wieder in ihrer Schürze, da ich darnach haschen wollte, und reizte meinen Zorn auf das Aeußerste. Da machte ich mich über sie her, gerade auf einem morschen Steg, über den wir gehen mußten, schlug sie mit den Fäusten, und wollte ihr die Fische entwenden. Sie wehrte sich

dagegen. Ich stampfte mit den Füßen. Das Geländer brach entzwei. Meine Schwester fiel in den Bach — und ich lief lachend davon. — O, ihr Angstgeschrei, ihr Weinen und Rufen um Hilfe tönt mir jetzt noch fürchterlich in den Ohren. Damals aber rannt' ich ohne Gefühl dem Walde zu. Kaum stand ich dort einige Minuten, so war mein Zorn vorüber, und ich sah nun ein, was ich gethan. So unbändig vorher meine Wuth war, so groß war jetzt meine Reue und mein Schmerz. Aber was sollte ich anfangen? Ich durfte ohne meine Schwester nicht nach Hause kommen. Wenn die Eltern erfahren, daß ich sie in's Wasser geworfen, wenn sie todt heimgetragen wird — o, das ist fürchterlich, das martert meine Eltern zu Tode. Nein, nein! Ich darf nicht umkehren! ich darf nicht!"

„So schrie ich, warf mich nieder auf einen Baumstock, heulte und wehklagte, daß der Wald davon ertönte. Da fühlte ich auf einmal einen Schlag auf meine Schulter — ich fuhr erschrocken auf, und sah einen alten, bartigen Mann mit Gewehr und Jagdmesser vor mir stehen. Sei nicht so dumm, Knabe, brummte er, und schüttelte mir die Hand. Was geschehen ist — das schlage dir aus dem Sinne. Nach Hause kannst du nicht mehr. Komm mit mir. Du sollst ein herrliches Leben führen."

„Der Böse fuhr in mich. Ich ging und war in den Händen eines Wildschützen. Der Mann machte mein Herz immer kälter und kälter, mein Gewissen immer leichter und leichter; ich vergaß Eltern, Schwester und Heimath — nahm das Gewehr an die Seite und das Messer in das Wamms, und gefiel mir in

diesem Handwerk so gut, daß es mir bald zur Leidenschaft wurde. — Aber es währte nur einige Jahre, da verlor ich meinen Lehrmeister plötzlich durch einen schauderhaften Tod. Ich traf ihn, nachdem ich zwei Tage im Walde herum ihn gesucht hatte, entseelt unter einer Tanne liegen; sein Gewehr lag zerschmettert neben ihm; seine Brust war von einer Kugel durchbohrt; drei Aeste an der Tanne waren abgeknickt. Vermuthlich hatte der Mann die Tanne bestiegen, um auf ein Wildthier zu lauschen. Der Branntwein, den er gerne trank, mochte seine Sinne betaumelt haben. Er wird auf dem Baume eingeschlafen, und schlafend herabgestürzt sein. Am Stürzen aber wird die Flinte an den Aesten gestreift, die Ladung sich freigemacht, und die Kugel seine Brust durchbohrt haben."

„Ich stand wie versteinert neben dem entseelten Körper. Und wenn ja noch ein Funken eines guten Gewissens in mir gelebt hätte — würd' ich reuig in die Arme meiner Eltern zurückgekehrt sein. Aber, nein, daran dacht' ich nicht, sondern ich irrte Tag und Nacht im Walde herum — allein — in Angst und Schrecken. Und weil ich wußte, daß man auf die Wildschützen Jagd hielt, scheute ich mich, einen Schuß aus der Flinte zu lassen. Daher mußte ich auch bald den schmerzlichsten Hunger leiden. Ich entschloß mich nun zur Vollführung des Abscheulichsten, was ein Mensch thun kann. Ich lauerte auf einen Reisenden, dem ich Geld und Gepäcke abnehmen könnte. Damit wollte ich über die Grenze flüchten. Das Glück und Unglück war mir günstig. Ich griff einen Kaufmann an. Der Arme flehte auf seinen Knieen

nur um sein Leben; nein — o ich entsetze mich vor mir selbst — ich stieß ihm den zweischneidenden Hirschfänger durch das Herz; nahm Geld und Gepäck, rannte davon — wollte über die Grenze — da traf ich die zwei armseligen Männer, die nachher meine Kameraden wurden. Sie lagen im Gras, halbnackt und knirschend vor Armuth und Hunger. Ich theilte ihnen von dem Erbeuteten mit — und kehrte mit diesen neuen Freunden zum Wildschützen-Handwerk zurück."

„Ungefähr um diese Zeit erfuhr ich durch einen Zufall, meine Schwester sei damals von herbeieilenden Männern aus dem Bache gezogen, und zum Leben zurückgebracht worden. Sie habe sich von ihrem Fehler ganz gebessert, und viele, viele Thränen um mich geweint. In ihrem zwanzigsten Jahre habe sie sich mit einem braven Bauernsohne verheirathet, und lebe nun glücklich und zufrieden, von Mann und Kindern geliebt. Meine Eltern aber seien aus Kummer und Herzenleid über die Ungewißheit, was aus mir geworden, ein paar Jahre nachher gestorben."

„Ueber diese Nachricht war ich so bewegt, daß ich eine ganze Nacht im Walde herumirrte und weinte. Ich faßte auch den Entschluß, zu meiner Schwester zu gehen, und ihr als Knecht zu dienen. Aber da trat die jüngstverübte Mordthat furchtbar vor meine Seele. Du bist verloren! Was willst du thun, elender Thor? rief es in meinem Innern, und ich sank in die alte Verstocktheit zurück."

„So führte ich dieß unstäte Leben bis auf den Tag, wo man mich auf der Jagd gefangen nahm, und in den alten Thurm einsperrte. Dort hörte ich

den Vorfall zwischen euch zwei Kindern — und ich hatte ein Vergnügen daran. Der Schuß, der Julchen niederstreckte, war ein Zauberklang in meinen Ohren. Und ich faßte den boshaften Plan, auch den Vater zu tödten; dann gehört der Knabe mir. Ich wollte ihn ganz für mein Handwerk erziehen. Aber, Gottlob, daß es anders gegangen!"

Jetzt quollen Thränen über die eingefallenen Wangen des Wildschützen. Der alte Oswald war im Innersten heftig ergriffen. Hermann und Julchen schluchzten, und fielen dem Vater um den Hals. Endlich reichte der Förster dem Gefangenen die Hand und sagte: „Gott sei dir gnädig, wie uns Allen!" —

„Ja, ja, das woll' er," erwiederte der Wildschütze; „ich dank' euch für den mitleidigen Wunsch. Lebt wohl! Kinder, Kinder, nehmt euch ein Beispiel an dem Wildschützen!" —

IX.

Die Erzählung des Wildschützen und die darauffolgende, grausenhafte Scene auf dem Hochgerichte hatten auf Hermann und Julchen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht.

Es gab jetzt keine verträglichere, sanftere Geschwisterte, als es die beiden Kinder des alten Försters waren. Darüber freute sich Oswald im Innersten seiner Seele. Und wenn er allein war, warf er sich oft auf seine Kniee, und dankte dem lieben Gott für dieses Glück.

Hermann, der eine außerordentliche Freude zum Forstwesen äußerte, blieb bis zu seinem achtzehnten Jahre bei seinem Vater; dann aber mußte er, um wissenschaftlich gebildet zu werden, an die Hochschule gehen. Beim Abschiede sagte der Vater getrost und lächelnd zu ihm, indem er ihn küßte: „Hermann, ich kann ruhig sein; denn du hast deine Leidenschaft besiegt. Du wirst unter den vielen jungen Leuten standhaft und gesetzt sein, wenn sie dich auch zum Zorne reizen sollten. Denk' an dein Unglück und an die Geschichte von dem Wildschützen. Und nun geh' mit Gott und mit meinem Segen!"

Hermann befolgte treu und pünktlich die Ermahnungen seines Vaters. Er war einer der ausgezeichnetsten und vollkommensten Jünglinge an der Hochschule. Nach drei Jahren kehrte er als ein wissenschaftlich gebildeter, junger, schöner Mann in die liebe Heimath zurück.

Nach einigen Monaten darauf trat ein Diener der Herrschaft mit einem großen Briefe in Oswalds Wohnung. Oswald war erstaunt — öffnete den Brief — las — Freudenthränen glänzten in seinen Augen; er fiel dem Sohne hocherfreut um den Hals. Hermann war in diesem Schreiben zum Oberjäger über alle gräflichen Waldungen aufgestellt. „Wir haben uns," so lautete dasselbe, „in der Stadt nach den Eigenschaften des jungen Mannes genau erkundigt, und nur Lobenswerthes und Gutes gehört. Wir vertrauen ihm also alle unsere Waldungen zur Oberaufsicht, besonders weil er die ihm Untergebenen mit ruhigem Anstand und ernster Milde zu behandeln gelernt

hat — und versichern ihn unsers gräflichen Wohlwollens."

Hermann selbst konnte sich der Thränen nicht enthalten, da er diese Schrift las. „O mein Vater," rief er im kindlichen Gefühle, „Alles, Alles hab' ich dir zu verdanken!" — Er blieb im väterlichen Hause. Einige Jahre darauf wählte er sich ein verständiges, sittsames Mädchen zur Gemahlin; sie wetteiferte mit ihm, dem Vater die alten Tage zu versüßen.

Julie wurde nicht minder glücklich. Sie hatte sich von jenem schlimmen Tage an in das sanfteste, liebenswürdigste Wesen umgestaltet, und wurde wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften von der Gräfin zur Gesellschafterin gewählt. Im zweiundzwanzigsten Jahre aber wurde sie die Frau eines herrschaftlichen Beamten, eines vortrefflichen Mannes. Die Gräfin entließ sie ungerne und unter Thränen, war aber doch hoch entzückt über das Glück, das ihr zu Theil wurde. —

Wer Gefühl und Herz hat — der stelle sich die Freude des biedern, nun achtzigjährigen Oswalds vor. Alles wünschte ihm Glück, und er weinte immer nur Freudenthränen. — Und wenn er so in der Mitte seiner Kinder saß, ward er wie verklärt, entblößte sein Haupt mit den silbernen Locken, hob Augen und Hände in die Höhe, und rief freudezitternd: „Gott! du hast mir das glücklichste Alter beschert! Ich danke dir!" — Dann umarmte er seine Kinder, streichelte ihre Wangen, küßte sie auf die Stirne, und sagte lächelnd: „Nun, ihr seid doch recht brav geworden! Hermann, Julchen, ihr seid so sanft, so bescheiden! Seht ihr nicht, wie mich dieß freut? Nicht wahr, der Schuß?

— O ihr bösen Kinder, habt mich damals so erschreckt! Und die Geschichte? — Wißt ihr noch? — Höret, wenn ich längst unter der Erde schlafe, und ihr Kinder habt, so wie ihr gewesen, dann erzählt ihnen von eurem Vater, erzählt ihnen den Schuß und die Geschichte! Nicht wahr? Erzählt ihnen auch die Früchte eurer Besserung! — Aber still, still! Alter Vater, du thust den Kindern wehe! — Sie sind ja gut, so gut! Kommt in meine Arme — an meinen Hals — ihr jungen Wildschützen!" —

Der arme Holzhacker

und

der reiche Geizhals.

Ein Mährchen.

Kommt her, ihr lieben Kinder, und merket wohl, was ich euch erzähle. Es ist die Rede von einem Holzhacker, der arm, aber ehrlich, arbeitsam und freigebig war; und von einem Kornwucherer, der einen großen Reichthum hatte, dabei aber die Leute betrog, und keinem Armen was schenkte. Mit welchem wollet ihr es halten, Kinder!? —

Es lebte einmal in einem kleinen, abgelegenen Dörflein ein armer Holzhacker, mit Namen Hans.

Der arme Hans aber war ein braver Mann. Er arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abende, um seinem lieben Weibe und seinen drei netten Kinderlein die nothdürftige Nahrung zu verschaffen. Und jedesmal, ehe er an die schwere Arbeit ging, betete er zum lieben Gott recht inbrünstig: „O du lieber Gott, segne meinen Schweiß, und beschere uns gnädiglich unser täglich Brod! Gib uns nur immer so viel, als

wir zum Leben nothwendig haben! Und erleuchte mich und meine fromme Grete, mein liebes Weib, daß wir die kleinen Würmlein auferziehen in der Gottesfurcht und in der Liebe zu dem guten Heilande. Benedeie unsere Kinderlein, auf daß sie recht folgsam sein mögen und dereinst brauchbare Menschen werden, wenn sie gleich nur Holz hacken können, wie ihr armer Vater Hans!"

So einfältig und bescheiden war der arme Hans in seinen Wünschen und Bitten, und es hatte ihm bisher noch nie am täglichen Brode gefehlt.

Einmal aber gerieth er denn doch in eine recht harte Noth. Es schien, als ob der liebe Gott sein Vertrauen und seine Geduld prüfen wollte.

Der Maier im nächsten Dorfe nämlich, der ein reicher Kornwucherer, dabei aber ein hartherziger und geiziger Mann war, und in dessen Waldungen der arme Hans für geringen Lohn das Holz fällte, hatte diesem die etlichen Groschen eines Wochenverdienstes zurückbehalten, indem er ihn schimpfte und schrie: „Du bist ein Faullenzer, und deine Arbeit ist schlecht gethan und verschafft dir keinen Schluck Wasser. Du mußt mir jetzt eine Woche lang umsonst arbeiten, wenn du willst, daß ich dich zahlen soll."

Der hartherzige Thomas aber — so hieß der reiche Maier — hatte gelogen, da er den armen Hans einen Faullenzer schalt, und noch schlechter war's, daß er dem dürftigen Manne und seiner nothleidenden Familie den Lohn nicht gab. Der Hans aber dachte: „Mußte der liebe Heiland auch viel thun, wofür er nicht einmal einen Dank, viel weniger einen Lohn

hatte — und es soll mir sündigem Menschen nicht besser ergehen, als es dem unschuldigsten ergangen.“

Darauf nahm er sein Scheitbeil über den Rücken, und wanderte dem Tannenwalde zu, der dem hartherzigen Thoms gehörte, und arbeitete eine Woche lang umsonst, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. —

Als er aber zu dem reichen Maier kam, und nun seinen Lohn für die vorletzte Woche begehrte, lachte dieser ihn aus, verspottete ihn und sagte, er solle nur ein andermal kommen; denn jetzt müsse er eilig in die Schranne fahren mit einem Wagen voll Getreide, weil das Korn unversehens theurer geworden; und diesen Augenblick dürfe er nicht versäumen.

Solche schlimme Ausreden hatte der geizige Mann noch der Menge nach in Bereitschaft, so oft der arme Holzhacker kam, und mit Thränen um den verdienten Lohn bettelte.

Die Noth in der Hütte des armen Hans nahm mit jeder Stunde zu. Es befand sich nur mehr der letzte Laib Brod in der Tischschublade; und dieser war schon zur Hälfte verzehrt.

Der Gedanke an dieß Elend und an den Jammer, der nun jeden Augenblick ausbrechen müsse bei Weib und Kindern, preßte dem armen Holzhacker den hellen Angstschweiß aus.

Die Nacht brach an. Seine fromme Grete, die noch von dem Ueberrest des Brodes den Kindern eine warme Suppe bereitet hatte, saß am Tische und gab einem Jeden einen gleichen Theil von dem letzten Mundvorrath, betete das Abendgebet und legte die Kinder-

lein zu Bette. Ach, dachte sie unter bangen Thränen, was werd' ich den armen Würmlein morgen geben, wenn sie um Brod bitten?

Als der Morgen dämmerte, kniete der arme Holzhacker schon längst vor seiner Hütte, und betete ein recht inbrünstiges, vertrauensvolles Gebet zu Gott und flehte: „O lieber Gott, erweiche das Herz des reichen Mannes, daß er sich meiner erbarme, und mein Weib und meine Kinder nicht vor Hunger sterben müssen."

Während er so betete, hörte er, daß es drinnen in der Hütte laut werde, und er schauderte zusammen. Denn Mutter Grete kam heraus mit den drei Kindern und kniete nieder, und sagte zu ihrem Manne: „Segne uns, lieber Hans, ehe wir des Hungertodes sterben müssen."

Lise, das ältere Töchterlein, ein liebes, folgsames und braves Kind, kniete neben der Mutter und sagte weinend: „Ich habe recht andächtig zu Morgen gebetet, lieb Väterlein! Gib Brod, mich hungert!"

Und der Fridl, der Bube, der schon recht flink und verständig die Arbeit anpackte, weinte auch und wollte sich nicht trösten lassen. „Ach," sagte er, „ich habe schon drei Tage nicht einmal Brod genug bekommen. So kann ich auch nicht mehr arbeiten. Ich bin so müde, Väterlein!"

Und das kleinste Kind auf dem Schooße der frommen Grete streckte die Händlein nach dem Vater und jammerte recht herzzerschneidend, und lallte, so gut es konnte: „Atta, mir Brod! Atta, mir!" —

Dieser Jammer zerschnitt dem armen Hans bei-

nahe das Herz. Hier konnte er es nicht mehr aushalten. Er nahm den Wanderstab in die Hände, setzte den Hut in's Gesicht, zog das Wamms an, und sagte zu seinem Weibe: „In Gottes Namen! Ich will noch einmal zu dem reichen Maier gehen, und ihn auf meinen Knieen bitten, er möge mir nur ein paar Groschen geben. Kinderlein, betet unterdessen zum lieben Heiland! Er hat die braven Kinder so lieb und erhört so gerne ihr herzliches Gebet. Dann bin ich bald wieder bei euch — und ihr dürft nimmer Hunger leiden."

Dieß sprach der arme Hans unter Thränen, und küßte eines nach dem andern — und eilte mit schwerem Herzen dem nächsten Dorfe zu.

Der Maier saß in seiner Stube an dem großen Tische, und hatte viele Geldsäcke um sich herumliegen, die er mit der größten Freude beguckte; und zählte nach und nach die harten Thaler und die blanken Goldgulden, und sagte bei jedem Stück, das er durch die Hand laufen ließ: „Du mußt zwölfmal mehr werden."

Unterdem kam ein Bettler an das Fenster, ein alter, presthafter Mann, der sein Lebtag keinen Kreuzer mehr verdienen konnte, und bat den reichen Maier gar rührend: „Gebt einem armen Mann von eurem Silberhaufen dort nur einen einzigen Pfennig!"

Der geizige wilde Thoms aber schimpfte und schrie: „Tag und Nacht hat man keine Ruhe vor dem elenden Bettelgesindel; das Almosengeben bringt mich selbst

noch an den Bettelstab. Packe dich fort, du Bärenhäuter, oder ich lasse meinen großen Bullenbeißer auf dich los!"

Der Bettler aber flehte in Einem fort: „Seid barmherzig, reicher Mann! Gebt, gebt nur einen Pfennig!" — Da schrie der Geizhals: „Ich bin überdrüssig deines Gebettels!" Und öffnete das Fenster und warf dem armen Manne ein falsches Blechstückchen zu, um das dieser nicht einmal eine vertrocknete Rinde vom rauhesten Haberbrod hätte kaufen können. Dann schloß er das Fenster wieder, und setzte sich an den Tisch und zählte seine harten Thaler gieriger als zuvor.

Der Bettler aber stand noch immer draußen, und sah mit furchtbar ernstem Gesicht zum Fenster herein.

In dem Augenblicke trat der arme Holzhacker Hans in die Stube des reichen, geizigen Thoms und warf sich zu dessen Füßen, und hob die Hände empor, und flehte unter heißen Thränen: „Gebt mir ein paar Groschen von meinem verdienten Lohne! Ich kann ja doch Weib und Kinder nicht verhungern lassen. Um Gottes Gnade und Barmherzigkeit willen, gebt mir ein paar Groschen!"

Der Kornwucherer aber nahm einen Prügel zur Hand und schrie: „Willst du in den Wald gehen, und arbeiten, du Taugenichts!" Und er jagte den armen Holzhacker zum Hause hinaus, und schlug noch im Hofraume auf seinen Rücken ein, bis endlich der Bettler dazwischen trat, und mit der Hand ein Kreuzzeichen durch die Luft machte, daß augenblicklich dem Wucherer Hände und Füße, wie gelähmt, waren. Der Stab in des Bettlers Rechten verwandelte sich auf ein-

mal in ein Crucifixbild, und sein halbnackter Körper war jetzt umhüllt von einer dunkelbraunen Kutte, und sein Gesicht stack in einer Kapuze, daß nur der lange Silberbart hervorsah.

Der Holzhacker zitterte am ganzen Leibe und stotterte: „Gott sei mir gnädig! Das ist das Gespenst vom Tannenwalde! Das ist der Mönch vom Räubersteine!" Der Kornwucherer aber floh, so schnell er konnte, in seine Stube zurück.

Der Mönch sagte zum Holzhacker: „Fürchte dich nicht — und handle immerhin ehrlich, so wird es dir am Ende doch gut gehen!" Dann zog er eine Axt hervor aus seiner Kutte, gab sie dem armen Manne, und fuhr zu reden fort: „Hier nimm das Beil, und geh' in den Wald, und arbeite — und du wirst reich belohnt zu Weib und Kindern nach Hause kehren. Bis du aber zurückkommst, will ich die fromme Grete mit den drei Kleinen hinlänglich mit Brod versehen. Bete, arbeite, und sei redlich und rechtschaffen; und ich will künftig für dich und deine arme Familie sorgen." —

Hans wußte nicht, wie ihm geschah. Ohne ein Wort zu erwiedern, nahm er die Axt aus der Hand des gespenstigen Mönches, und eilte in den Wald, um zu thun, was ihm befohlen worden.

Zu dem Wucherer aber, der sich in seiner Stube hinter den großen Geldsäcken versteckt hatte, drang die Stimme des Gespenstes mit einer furchtbaren Warnung: „Du wirst unter den Kisten und Säcken deines Mammons eines gewaltsamen Todes sterben, wenn du

dich nicht besserst, hartherziger Mann, und nicht mittheilest den Armen von deinem großen Reichthume."

Eine Staubwolke kam vom Tannenwalde her, wirbelte in den Hofraum vom Hause des geizigen Maiers, und nahm den Mönch in ihre Mitte. Und als der Staub wieder auseinanderflog, und der Wucherer aufblickte, war die Erscheinung vorüber. Der große Bullenbeißer aber heulte an der Kette, und gab sich nicht eher zufrieden, als bis ihn der Maier in die Stube nahm.

Der böse Thoms hatte sich kaum vom Schrecken erholt, so verspottete er die Warnung des Mönches vom Räubersteine. „Es ist Alles nur eine leere Einbildung," sagte er zu sich selbst, „vom Geldzählen ist mir der Kopf wirr geworden." Und dabei zählte er noch gieriger und schrie bei jedem Thaler, den er durch die Hand laufen ließ: „Ich beschwöre dich, du harter Thaler, du mußt zwölfmal mehr werden."

Und so zählte er fort und fort, bis die Nacht hereinbrach.

Der arme Hans hatte den ganzen lieben Tag im Tannenwalde zugebracht, und so fleißig Holz gefällt, daß Jedermann darüber sich hätte verwundern müssen. Allein die Verheißung des Mönches vom Räubersteine: „Du wirst reich belohnt zu Weib und Kindern nach Hause kehren!" war bis auf den Augenblick unerfüllt geblieben. Hans wurde neuerdings recht traurig; denn die Sonne war schon lange untergegangen und er mußte daran denken, den Wald zu verlassen, ehe die finstere Nacht jeden Weg und Steg ihm versperren würde.

Er dachte bei sich, und machte sich den Vorwurf: „Warum hab' ich dem Gespenst so viel Vertrauen geschenkt? Der Mönch hat sein Versprechen an mir nicht gehalten; so hat er mir am Ende auch Weib und Kinder verhungern lassen!“ —

Und er warf eilig das Wamms um, drückte den Hut in's Gesicht, nahm das Scheitbeil des Mönches, das so wunderbar schnell Tannen- und Birkenstämme der Menge nach gespaltet, unter den Arm — und wollte den Wald verlassen.

Allein es hatte sich über den Felsen- und Waldschluchten ein schwarzes Gewitter zusammengezogen, dessen nahen Ausbruch der arme Hans erst jetzt bemerkte, da er aus den dichten Gesträuchen in das Freie einer großen grünen Wiese heraustreten wollte. Was sollte er nun anfangen? Er ging doch vorwärts. Die Liebe zu Weib und Kindern, und die Angst, wie es ihnen während seiner Abwesenheit ergangen sein möge, trieben ihn an, selbst unter Regen und Sturm nach Hause zu eilen.

Auf einmal aber fuhr der Blitz herab, und schlug in eine hohle Eiche, an der er so eben vorbei wollte; und der Donner krachte so fürchterlich, daß der arme Hans meinte, auf der freien Wiese werde das letzte Gericht gehalten. Er sprang im ärgsten Schrecken wieder zurück in den Wald, kam vom rechten Wege ab, und verirrte sich in den vielen pechschwarzen Schluchten, die über Kreuz und Quer hinliefen. Er sah ganz deutlich das Unglück vor sich, daß er die ganze Nacht im schauerlichen Walde zubringen müsse. Er weinte die schmerzlichsten Thränen. Es war ihm nur immer

um Weib und Kinder. „Ach," sagte er, „den ganzen Tag haben sie nichts zu essen gehabt; und nun werden sie noch gepeinigt von der Angst um den armen Vater!"

Er wußte sich nicht anders zu helfen und nicht besser zu rathen, als daß er die Seinigen zu Hause in der einsamen Schlafkammer und sich selbst mitten im schauerlichen Wald und im ärgsten Gewitter dem gütigen Schutz des himmlischen Vaters übergab. Darum kniete er nieder unter dem dichten Gesträuch einer Zwerghagebuche, und verrichtete ein recht andächtiges und vertrauenvolles Gebetlein.

Da verlor sich allmählig das Toben des Gewitters und zog sich in die Ferne eines großen Gebirges. Die Wolken traten auseinander, und der freundliche Mond erschien im letzten Viertel. Er stieg herauf über die Tannen; und der arme Hans, der keine Uhr hatte, sondern nach Mond und Sonne die Zeit berechnen konnte, wußte genau, daß Mitternacht nicht mehr ferne sei. „Wo bin ich denn?" sagte er, und blickte um sich, und wurde plötzlich von einem krampfhaften Schauer befallen. Das Mondlicht beleuchtete einen schwarzgrauen Felsen vor ihm, aus dessen finsterem Schooß ein sonderbares Gebrumme zu seinen Ohren tönte.

„Gott sei bei mir!" sagte der arme Hans, „ich stehe am Fuße des Räubersteines!" Und dabei betete er in stiller Andacht ein Vaterunser und machte, dem Schutze Gottes sich empfehlend, dreimal das Kreuzzeichen von der Stirne bis auf die Brust. —

Ueber den Räuberstein aber geht folgendes Gerede unter den Leuten jener Gegend, wo sich die Geschichte zugetragen. Vor mehreren hundert Jahren hatte daselbst ein furchtbarer Raubritter sein Unwesen getrieben, alle Kirchen und Klöster ausgeraubt, alle Reisende, die mit schwerbeladenen Maulthieren hier vorbeikommen mußten, geplündert und um's Leben gebracht, und alle Schätze an Gold und Silber und Edelsteinen in dem unterirdischen Gewölbe des ungeheuren Felsens verborgen. Seit seinem Tode aber hört man das Geheul eines Wolfes aus der Tiefe der Felsenhöhle, zu der kein Mensch bisher eine Pforte entdeckt. Die Leute sagen, der Ritter sei in einen raubgierigen Wolf verwandelt worden, der die ungeheuern Schätze unter dem Felsen hüten müsse. Von Zeit zu Zeit aber erscheine der Geist eines Mönches, den der Räuber bei Lebzeiten aus einem Kloster geschleppt und jämmerlich gemartert habe. Dieser Geist allein wisse den Weg in die Höhle, und trete keck hinein, und nehme von den aufgehäuften Reichthümern, um da und dort in der Gegend einer armen ehrlichen Familie hilfreich beizuspringen. Wenn dieß geschehe, werde der Wolf wieder ruhiger, und das Geheul lasse nach bis zu der Stunde, in der sich ein neuer Raub oder eine Mordthat jähre, die der böse Ritter dereinst begangen.

Der arme Holzhacker Hans stand noch immer vor dem Räubersteine, und bedachte mit Angst und Schrecken die schauerliche Volkssage, und horchte mit Zittern und Beben auf das Geheul im Felsen. „Es muß sich wieder eine Schandthat des Raubritters jähren!“ dachte

er, „der schwarze Wolf heult fürchterlich! Gott sei bei mir! Ich will hier nichts zu schaffen haben! Ich will eilen, daß ich zu Weib und Kindern komme! Der Mönch vom Räubersteine könnte sie vergessen haben; dann hungern sie den ganzen Tag und die halbe Nacht! O mein Gott!" —

Er wollte fürbaß davon eilen. Da sah er, zehn Schritte vor sich, vom Monde beleuchtet, den Mönch vom Räubersteine. Den neuen Schrecken des armen Holzhackers könnt ihr euch denken, ihr lieben Kinder! Doch faßte er sich sogleich wieder, weil der Mönch gar ein freundliches und gefälliges Gesicht machte. Und zudem hatte er ja schon in dem Hofraume des reichen, hartherzigen Maiers Bekanntschaft mit dem Geiste gemacht und gefunden, daß er einem armen, ehrlichen und redlichen Manne nichts zu Leide thue.

Jetzt winkte der Mönch dem staunenden Hans dreimal mit der Hand, und ging voran, und sah mehrmal um, ob der Holzhacker hintendrein komme. Der Hans nahm sein ganzes Herz zusammen, und folgte wirklich dem Geiste nach in einer Entfernung von zehn Schritten. Am Räubersteine hielt der Mönch, und klopfte dreimal mit dem Finger an die Felsenwand und rief: „Thürlein, öffne dich!" Und im Augenblicke war eine Spalte im Felsen, daß ein Mensch bequem hineingehen konnte. Der Mönch ging hinein, und wie er drinnen war, rief er: „Thürlein, schließe dich!" Und die Spalte war hinweg; und der Holzhacker stand vor dem verschlossenen Felsen, und guckte rechts und links, und konnte nicht einmal eine Spur von der Oeffnung entdecken.

„Was hab' ich nun von dem Blendwerk?" dachte er ganz unwirrsch bei sich, und wollte sich wieder auf den Rückweg machen. Da fiel ihm eben noch bei, er wolle es doch probiren; und klopfte dreimal an die Felsenwand und rief: „Thürlein, öffne dich!" Und im Augenblicke war die Spalte im Felsen wieder da, so groß, daß der Holzhacker bequem hineingehen konnte. Die Furcht war nun nicht mehr so groß; denn das Wolfsgeheul in der Tiefe hatte nachgelassen; um so größer war die Freude des armen Hans. Er bedachte sich nicht mehr lange, sondern trat hinein. Und als er drinnen war, rief er: „Thürlein, schließe dich!" und der Felsen hinter ihm schloß sich mit einem seltsamen Gepolter.

Ei, Wunder über Wunder! Die Höhle war angenehm beleuchtet, wie von einer sommerlichen Morgenröthe. Der Holzhacker hob gar andächtig die Hände auf, und ging einige Schritte tiefer hinein, und stand plötzlich unter Kisten und Kästen voll Gold und Silber und Edelsteinen. Er sah weder einen Menschen noch einen Wolf, noch einen Geist, so weit sein Auge reichen konnte. Aber eine freundliche Stimme vernahm er, die zu ihm sprach: „Nimm, so viel du brauchst; gib den Armen davon und den Kirchen; denn es sind geraubte Klostergüter!" —

Der arme Hans ließ es sich nicht zweimal sagen. Er griff zu, und nahm drei Taschen voll; eine für sich, die andere für die Armen, die dritte für die Kirchen. Dann bedankte er sich recht schön bei dem unsichtbaren Geber, und hatte so viel Herz, zu erwiedern:

„Ich werde dafür recht herzlich beten, recht fleißig arbeiten, und mein Lebtag ehrlich sein.“ —

„Komm wieder,“ sprach die Stimme zu ihm; und er nickte bejahend mit dem Kopfe. Dann klopfte er an den Felsen und rief: „Thürlein, öffne dich!“ Es geschah. Und als er draußen stand, rief er: „Thürlein, schließe dich!“ Und es geschah wieder. —

Der Morgen dämmerte herauf über den Räuberstein — und mit dem fröhlichsten Gemüthe von der Welt eilte der arme Holzhacker der Heimath zu. —

Das ältere Töchterlein, die gutmüthige Lise, kam dem Vater sogleich entgegengesprungen, als sie ihn den Wiesengrund daher wandern sah, und rief ihm zu: „Ach, weil du nur einmal kommst, du lieber Vater, du! Wir haben so viel Angst um dich gehabt; gewiß, ich habe gar nicht schlafen können aus lauter Angst!“

„Es ist schon wahr!“ sagte der Fridl, der Bube, der schon sehr flink und verständig die Arbeit anpackte. „Es ist schon wahr! Wir haben gemeint, der böse Maier habe dich in seinen Keller gesperrt.“

„Gottlob! Ich sehe dich wieder!“ sagte die fromme Grete zu ihrem Manne, und grüßte ihn recht herzlich. „Nicht wahr, Hans? Das Leid thust du mir nimmer an, so lange vom Hause wegzubleiben, und Weib und Kinder in der Noth zu lassen!“ —

Eine plötzliche Schamröthe flog über das Gesicht des ehrlichen Holzhackers. „Bei meiner armen Seele,“ sagte er, „Weib, du hast recht; allein ich habe auch recht; und du wirst mir Recht geben, wenn du gehört

hast, wie dieß zugegangen. Vor Allem aber möcht' ich wissen, wie ihr euer Leben gefristet. Ihr seht ja so blühend aus, als ob ihr derweil an einer gräflichen Tafel gespeist hättet! Und das kleine Mile auf deinen Armen, Weib, wie ist das möglich? Das Kind hat ja Bäcklein, so roth, wie frische Erdbeeren!"

Die Mutter lächelte, und herzte ihr liebes Mile. Und die Kinderlein lachten alle zusammen, und hoben die Händlein in die Höhe, als ob sie dem lieben Gott noch einmal danken wollten. Und die Lise sagte: „Nicht wahr, Väterlein, das möchtest du wissen? Ja, ja, wir haben der Zeit recht gut gespeist. Und wenn du mithalten willst, kannst in die Stube kommen. Wir haben nicht Alles verzehrt; wir haben dem Vater, wenn er hungrig und durstig nach Hause kommt, schon auch was übrig gelassen."

„Ich will's dir erzählen, Vater!" fiel der Fridl seinem Schwesterlein in die Rede. „Es ist ein frommer Mönch bei uns gewesen. Dort am Fenster ist er gestanden, gestern Abends, als die Sonne unterging, und wir um dich weinten, und dabei Hunger litten, und kein Stücklein Brod in der Tischschublade war. Dort ist er gestanden, und hat zum Fenster hereingeschaut, und recht mitleidig gefragt: „Warum weint ihr denn so, ihr armen Leute?" Darauf hat die Mutter gesagt: „Ach, mein Hans bleibt so lange draußen, und ich weiß nicht wo?" Und dann hab' ich gesagt: „Wir müssen verhungern, wenn der Vater nicht heimkommt!" — „Der Vater wird schon heimkommen," erwiederte der Mönch; „einstweilen will ich euch was zu essen und zu trinken geben." Dann segnete er uns

zum Fenster herein — und im Augenblicke stand eine Schüssel mit einem Braten und eine Flasche Wein auf dem Tisch, und in der offenen Schublade, die gerade vorhin noch leer war, lag ein Laib frisch gebackenen Weizenbrodes. Wir schrieen zusammen vor Freude, und wollten danken. Aber der Mönch war fort. Ist's nicht so, Mutter?"

Das Lisele schrie: „So ist's, Väterlein!" Und die Mutter sagte auch: „Ja, ja, so ist's, mein lieber Hans!" —

Dem Holzhacker rollten tausend Thränen aus den Augen hervor; er umarmte Weib und Kinder, und erzählte darauf, was ihm inzwischen begegnet, und wie ihre Geschichte mit der seinigen zusammenhänge. Endlich kniete er nieder und dankte dem lieben Herrgott und dem freigebigen Mönch; und ermahnte die Kinder, allzeit herzlich zu beten, fleißig zu arbeiten, ehrlich zu handeln und gegen Nothleidende mildthätig zu sein — dann werde es ihnen immer gut gehen auf Erden.

Die Kinderlein versprachen, zu gehorchen; und Vater und Mutter sagten: „Amen!"

Der arme Holzhacker hatte den Geldvorrath in seinen Taschen redlich getheilt; einen Theil hatte er den Armen, den andern den Kirchen gegeben, und den dritten für sich behalten.

Er konnte mit seinem Antheil geraume Zeit leben; arbeitete aber deßungeachtet recht fleißig in dem Walde des geizigen Maiers, weil er dem Mönch vom Räubersteine nicht sobald wieder beschwerlich fallen wollte.

Als nun aber der Vorrath zu Ende ging, begehrte er vom reichen Maier seinen Lohn, und sagte: „Gebt mir doch einmal, was ihr mir schuldig seid für meine Arbeit." — Dieser jedoch saß bei seinen Geldsäcken, und konnte sich von keinem Groschen trennen, und sagte zu jedem Thaler, den er durch die Hand laufen ließ: „Du mußt zwölfmal mehr werden!"

Als er nun den armen Holzhacker vor sich sah, schimpfte er und schrie: „Packe dich zum Henker, du Taugenichts!" Und er jagte ihn zum Hause hinaus Hans machte ein recht traurig Gesicht, und bat: „So gebt mir nur eure Metze zu leihen, mit der ihr den armen Leuten das Getreide vormesset. Ihr sollt sie morgen schon wieder haben!"

Der Maier gab dem Holzhacker die Metze, damit er seiner los würde, und schrie dabei: „Wenn du sie mir morgen nicht wieder bringst, so werd' ich zu dir kommen, und meinen großen Bullenbeißer auf deine Kinder loshetzen; dann hast du doch drei Sorgen weniger in deiner Noth, du armer Teufel." — Und lachend und spottend warf er die Thüre zu vor dem Holzhacker.

Der arme Hans ging hierauf in das nächste Kloster, und kniete mitten in der Kirche nieder, und betete: „Lieber Gott, ich gehe jetzt einen schweren Gang; allein du weißt, daß mich nicht Frevel und Muthwille, sondern Sorgen, Armuth und Noth antreiben! Steh' mir bei, und hilf mir wieder!"

Dann nahm er die Metze, die er von dem harten, geizigen Maier geborgt, und ging in den Wald zu

dem Räubersteine. Hier klopfte er dreimal an die Felsenwand, und rief: „Thürlein, öffne dich!“ Und im Augenblicke war eine Spalte im Felsen, daß ein Mensch bequem hineingehen konnte. Und der Holzhacker ging hinein; und als er drinnen war, rief er: „Thürlein, schließe dich!“ Und der Felsen hinter ihm schloß sich mit einem seltsamen Gepolter.

Hans stand wieder unter den Kisten und Kästen voll Gold und Silber und Edelsteinen, und bat den unsichtbaren Mönch: „Nimm es mir nicht übel, du guter Geist, daß ich schon wieder komme! Der reiche Maier will mir meinen Lohn nicht geben, und so bin ich mit Weib und Kindern in neuer Noth. Damit ich dich aber von Neuem nicht mehr belästigen darf, hab' ich eine Metze mit mir genommen. Dann will ich schon ausreichen mein Leben lang, und meine Kinder mit diesem Gelde zu ehrlichen Leuten erziehen!“

Eine Stimme antwortete dem Holzhacker: „Nimm, und miß, und theile redlich!“

Da maß der glückliche Hans eine Metze für die Armen, die andere für die Kirchen, und die dritte für sich. Und als er fertig war, dankte er dem unsichtbaren Geber, indem er versprach: „Ich werde dafür recht herzlich beten, recht fleißig arbeiten, und mein Lebtag ehrlich sein!“

Dann nahm er die drei Theile und die Metze, klopfte an den Felsen, und rief: „Thürlein, öffne dich!“ Es geschah. Und als er draußen stand, rief er: „Thürlein, schließe dich!“ Und es geschah wieder.

Und mit dem fröhlichsten Gemüthe von der Welt eilte der arme Holzhacker der Heimath zu.

Tags darauf in aller Frühe ging der ehrliche Hans in die nächste Klosterkirche und legte einen Theil des Geldes in den Opferstock; den andern vertheilte er unter die Armen der Gegend, dem einen Gulden, und jenem einen Thaler, wie es ein jeder bedürftig hatte, und versprach Allen, in die Zukunft von dem, was er hatte, redlich und ehrlich herzugeben.

Die leere Metze aber brachte er noch vor Abfluß der bestimmten Stunde dem reichen Maier, und bedankte sich gar schön. Als aber der Holzhacker fort war, und der Maier die Metze in die Hand nahm, fiel ein Silbergroschen heraus. Da stutzte der Maier, und zitterte vor Habsucht, und sagte bei sich: „Der Holzhacker hat Geld gemessen!" —

Es war aber dieser Silbergroschen in einer Spalte der Metze stecken geblieben. Denn die Metze hatte viele und große Spalten, durch die der Kornwucherer beim Verkauf des Getreides an arme Handwerker durch Schütteln und Schlagen immer einige Körner wieder auf seinen Haufen zurückfallen ließ.

Der Geizhals lief eilig davon, den Holzhacker aufzusuchen. Er traf ihn im Walde, wo er schon wieder fleißig das Holz fällte. „Schurke," schrie er, und packte den erschrockenen Hans beim Halse: „Du hast Geld gemessen! Bekenne mir's — oder du bist des Todes!" —

Der Holzhacker wollte lange nicht heraus mit der Sprache. Als aber der wilde, geizige und böse Mann das Messer zog, und ihn um's Leben bringen wollte, gestand er offen und redlich die ganze Sache. Jetzt schmunzelte der Maier und sagte: „Das Geld müssen

wir Alles bekommen!" Und er nöthigte den Holzhacker, daß er ihn zu dem Räubersteine begleite.

Der Hans ging mit, dachte aber im Herzen: „Lieber Gott! du weißt es, ich bin unschuldig!"

Und als sie vor dem Räubersteine standen, sagte der Maier: „Du brauchst nicht mit mir hineinzugehen! Ich will schon mit dir theilen, wenn ich wieder herauskomme!" In seinem Herzen aber brütete er den Plan, er wolle den Holzhacker um's Leben bringen, damit er die Kisten und Kästen voll Gold, Silber und Edelsteine für sich allein behalten könne.

Der geizige Maier klopfte nun gar dreist und keck an den Felsen, und rief: „Thürlein, öffne dich!" Und im Augenblicke war die Spalte im Felsen wieder da, so groß, daß er bequem hineingehen konnte. Und als er drinnen war, rief er: „Thürlein, schließe dich!" Und der Felsen hinter ihm schloß sich mit einem furchtbaren Gepolter. —

Draußen stand der Holzhacker, und betete ein andächtig Vater unser.

In der Felsenhöhle aber ging es fürchterlich zu. Der geizige Maier meinte schon, er sei Herr der Kisten und Kästen voll Gold, Silber und Edelsteine, und sagte zu sich lachend: „Der Holzhacker muß sterben!" Da stürzte ein schwarzer Wolf mit schrecklichem Geheul hervor aus der Tiefe der Höhle, und fiel über den Maier her, und packte ihn mit eisernen Krallen. Der Maier erhob ein jämmerliches Geschrei; allein er konnte nicht entfliehen, weil er in der Angst die Formel vergessen hatte: „Thürlein, öffne dich!"

Der Holzhacker draußen lag auf seinen Knieen,

betete und zitterte an allen Gliedern. Als aber das Geheul des Wolfes und das Geschrei des Maiers vorüber war, nahm er all' seinen Muth zusammen, klopfte dreimal an die Felsenwand, und rief: „Thürlein, öffne dich!"

Und als der Felsen auseinander ging, sah er zu seinem größten Schrecken, wie der schwarze Wolf den Leichnam des Maiers davon trug in die Tiefe der Höhle, und wie die Kisten und Kästen voll Gold, Silber und Edelsteine in die Erde versanken. —

Der zitternde Hans erinnerte sich nun der Prophezeiung, die der Geist des frommen Mönches dem geizigen Maier gemacht: „Du wirst unter den Kisten und Säcken deines Mammons eines gewaltsamen Todes sterben, wenn du dich nicht besserst, hartherziger Mann, und nicht mittheilest den Armen von deinem großen Reichthume." —

Und pfeilschnell eilte der erschrockene Holzhacker davon, in der Kirche des nächsten Klosters für die arme Seele des geizigen Maiers zu beten.

Das große Anwesen des verschwundenen Geizhalses brachte ein menschenfreundlicher Mann käuflich an sich — und der arme Hans erhielt in der Folge seinen Lohn genau und pünktlich. So konnte er seine Familie redlich ernähren und rechtschaffen auferziehen. Und gute brauchbare Kinder waren dereinst der Segen seiner Redlichkeit, seines Fleißes und seines milden Herzens.

Der Erzähler.

Nun habt ihr die Geschichte gehört, ihr lieben Kinder! Merkt es euch wohl, was ihr daraus lernen könnt — und werdet zufriedene, redliche, arbeitsame und freigebige Menschen!

Die Kinder.

O ja! Wir wollen die Geschichte merken, und zufriedene, redliche, arbeitsame und freigebige Menschen werden.

Der Erzähler.

So segne euch der liebe Gott — und stärke eure guten Vorsätze zur glückseligen Ausführung. —

Der listige Baumeister

Ein Mährchen.

Der Scheik Selim von Ispahan hatte einen Baumeister, mit Namen Ali, und einen Pastetenbäcker, der Hassan hieß.

Ali verstand seine Kunst vortrefflich. Die prachtvollste Moschee mit hellschimmernden Minarets und der unübertreffliche Palast des Scheik waren die Werke seiner Leitung und seines Fleißes. Deßwegen war er aber auch Einer von denen, die die Gunst Selims, des erfahrenen weisen Mannes, in hohem Grade genossen. Und wollte der Scheik einen neuen Garten anlegen, oder eine Straße, oder ein Haus bauen — wurde gewiß der Baumeister Ali gefragt; und wie dieser den Plan machte, mußte das Werk ausgeführt werden. Stand aber die Arbeit fertig da, und gefiel sie dem Scheik, woran nicht zu zweifeln war — dann wurde der Baumeister von seinem Herrn großmüthig beschenkt, so daß er nach kurzer Zeit unter die reichsten und wohlhabendsten Muselmänner gerechnet werden durfte.

Hassan, der Pastetenbäcker, sah mit neidigem Blicke auf den von seinem Herrn begünstigten Baumeister. Er sann Tag und Nacht, wie er sein Handwerk ver-

edeln könne; er gab seinen Pasteten und anderen Backwerken verschiedene Formen, ja er baute mit Zucker und Teig Moscheen und Paläste, und schmückte sie mit Süßigkeiten aller Art. Dann trug er sie, stolz auf seine Kunst, zu dem alten Selim, und meinte, dafür rechtes Lob zu empfangen. Aber der Scheik lachte über den drolligen Einfall seines Pastetenbäckers so kräftig, daß er sich mit beiden Händen den Bauch halten mußte, und zerschnitt die zuckernen Moscheen und Paläste, und verzehrte sie unter Lust und Freude mit seinen Gästen, daß in weniger als einer Stunde von den Kunstwerken des Pastetenbäckers nichts mehr zu sehen war. So schnell aber die Süßigkeiten der künstlichen Speisen im Munde des Scheik zerschmolzen, ebenso schnell verschwand aus dessen Kopfe die Erinnerung an die vorzüglichen Leistungen des eiteln, lobbegierigen Hassan, der, trotz seiner Bemühungen, darum nie auf jene Stufe der Gunst seines Herrn gelangen konnte, auf der Ali, der Baumeister, triumphirte.

Das verdroß den Kunstbäcker nicht wenig, und er beschloß in seinem Herzen, an dem Baumeister, dem Liebling des Scheik, bei schicklicher Gelegenheit Rache zu nehmen. Eines Morgens ging er in eine Caravanserai, wo auch Ali hinkam, um bei einem Glase Sorbet die Erzählungen der Pilger aus der Wüste zu vernehmen.

„Was gibt's Neues?“ fragte Ali einen fremden Pilger. Dieser antwortete: „Eben nicht viel! Nur muß ich meinem Bruder, dem Kaufmann Nureddin von Basra die Nachricht bringen, daß das Pfund Zucker um zwei Denare aufgeschlagen.“

„Ist's ein Wunder," lachte Ali, der Baumeister, „seit Hassan, der Pastetenbäcker, in meine Kunst pfuscht, und Moscheen und Paläste aus Zucker baut?" Und Alle in der Caravanserai lachten mit Ali.

Darüber ergrimmte Hassan, sprang auf, zog seinen Dolch, fiel über den Baumeister her, und schnitt ihm auf einen Zug das rechte Ohr ab. „Morgen," schrie er, „will ich dir dein Ohr in einer Pastete schicken, die besser schmecken soll, als Paläste und Moscheen, aus Zucker gebaut, die Selim, meinem Herrn, und seinen Gästen im Munde vergehen."

Tags darauf schickte Hassan durch einen seiner Bäckerjungen dem Baumeister Ali wirklich eine wunderschön gelungene Pastete und ließ ihm einen guten Appetit zur Mahlzeit wünschen. Ali aber nahm die Pastete und trug sie als ein Meisterstück edler Kochkunst in die Küche des Scheik, mit dem Bedeuten, daß man sie dem Herrn auf die Tafel setze, als eine Speise, die alle Leckerbissen übertreffe.

Es geschah. Und der Scheik äußerte nicht nur sein Wohlgefallen über die Form der Pastete, sondern er ließ sich den Inhalt derselben vortrefflich schmecken.

Nach der Mahlzeit aber trat der Baumeister in das Gemach des Scheik, verneigte sich bis zur Erde, stellte sich hinter den Divan seines Herrn und sagte: „Mein Herr, Allah gebe dir eine gute Verdauung!"

„Dein Wunsch ist überflüssig," lächelte der Scheik; „denn die Pastete war so fein, und Hassan hat meinen Geschmack so genau getroffen, daß ich eine zweite von ihm verlange."

„Das wird nicht sein können," erwiederte Ali mit

trauriger Miene; „außer mein Herr muß ihm gebieten, daß er mir auch das linke Ohr wegschneide. Du hast das rechte Ohr deines Dieners gegessen, das mir der böse Hassan gestern im Zorne abgeschnitten, weil ich über seine zuckernen Moscheen und Paläste spöttelte."

Als der Scheik dieß hörte, ergrimmte er so sehr, daß er augenblicklich einem Häscher gebot, Hassan zu ergreifen und ihn vor sein Angesicht zu bringen.

Hassan aber hatte erfahren, daß der Baumeister Ali die Ohrpastete dem Scheik zur Mahlzeit übersandt, und fürchtete sich so sehr, daß er alle Thüren seines Hauses versperrte, um nicht ergriffen werden zu können.

Der Häscher stand vor dem Hause und pochte an die Thüre. Da sah Hassan zu oberst aus dem Fenster, und fragte, was er wolle. „Du sollst kommen," entgegnete der Häscher, „und dem Scheik, deinem Herrn, eine Pastete backen, wie die war, die er von Ali zum Geschenke bekommen, und deine Hand so meisterhaft verfertiget hat."

Hassan aber schüttelte den Kopf und sagte: „Es thut mir leid, daß ich zu dem Scheik, meinem Herrn, nicht kommen kann. Sage dem Scheik, meinem Herrn, wie es mich überaus freue, daß ihm die Pastete, die ich dem Ali, seinem Lieblinge, geschenkt, so wohl geschmeckt habe. Ich würde auch sogleich eine zweite backen, wenn nicht Kopfwehe, Schwindel und Nasenkatarrh mich zwingen würden, das Bett zu hüten."

Dabei langte er mit beiden Händen nach der Hirnschale, zog einen lauten Seufzer aus der Brust, ging vom Fenster, und — lachte sich recht vergnüglich in die Faust, daß er den Häscher, der bereits wieder die Straße hinauf-

schlenderte, so listig geprellt habe. Dann setzte er sich auf seinen Divan und sagte: „Ei, der Narr bin ich nicht, daß ich mein Haus verlasse, ehe sich der Zorn des Scheik gelegt, und Ali's Schmerz über den Verlust seines rechten Ohres sich gemildert hat. Ich trinke Sorbet und esse Zuckerbrod, und will mir's wohl sein lassen, so lange ich Arrest halten muß in meinem eigenen Hause."

Der Scheik aber sandte den Tag über noch manchen Häscher zu Hassan, und ließ ihm drohen mit seiner Ungnade, wenn er nicht sogleich erscheinen wollte vor seinem Herrn. Aber Hassan entschuldigte sich durch den Einen mit Brustschmerzen, durch den Andern mit Kolik, durch den Dritten gar mit dem Zipperlein, oder Podagra, wie es die Aerzte zu nennen pflegen. So war die Nacht eingebrochen, und Hassan streckte sich, und schlief ruhig auf seinem Divan. —

Tags darauf in aller Frühe trat der Baumeister Ali vor den Scheik, verneigte sich, und sprach: „Erlaube mir, mein Herr, daß ich selbst hingehe, den Pastetenbäcker Hassan, meinen Feind, der mir ein großes Leid angethan, vor dein Angesicht zu führen."

Der Scheik lachte und sagte: „Du närrischer Mensch, was fällt dir ein? Meinst du, Hassan werde mit dir gehen, da er alle meine Boten verachtet hat, und selbst die Ungnade seines Herrn nicht fürchtet? Doch, du magst dein Glück versuchen, und deine List, die man im ganzen Lande rühmt, auf die Probe stellen. Soll es dir aber wirklich gelungen sein, und bringst du deinen Feind vor mein Angesicht, so verspreche ich dir, gerechte Rache für dich zu nehmen an meinem Pastetenbäcker, den ich nun nicht mehr leiden mag."

Der Baumeister verließ den Scheik mit der freudigsten Hoffnung, daß sein Plan nicht mißlingen könne, weil er den Hassan als einen dummen Mann kannte, der gewiß in die Falle gehen werde. Von dem Scheik hinweg begab er sich in die Hütte eines armen Fischers und sagte: „Fischer, gib mir für heute dein Kleid und deinen Angelstab; dann geh' mit mir und thue, was ich dir sagen werde. Bei Sonnenuntergang aber will ich dich, reichlich beschenkt, mit Kleid und Angelstab wieder nach Hause entlassen."

Der Fischer entgegnete: „Ich stehe zu deinen Diensten, wohlweiser Ali, du Liebling Selim's, unsers großen erhabenen Scheik."

Darauf hüllte sich Ali in das Kleid des Fischers, schwärzte sein Angesicht, nahm den Angelstab zur Hand und ging, von dem Fischer begleitet, seines Weges.

Am Hause des Pastetenbäckers Hassan lag ein großer Teich, den eine Menge der kostbarsten Fische bewohnte, die Hassan dem Feinschmecker Selim zu den besten Leckerbissen bereiten mußte. Der Fischer aber hatte den Auftrag, in der Woche zweimal im Teiche zu fischen, und mit Goldforellen und Aalen und dergleichen schwimmenden Matadoren die Küche des Scheiks reichlich zu versehen. Hinter dem Hause Hassan's stand Ali stille und sagte heimlich zu dem Fischer: „Versteck' dich hier, und richte dein Auge unverwandt auf die Hausthüre, bis man sie wird von innen geöffnet haben. Dann aber, wenn du siehst, daß Hassan zu mir wird herausgetreten sein — dann springe flugs hinan, und schließe die Hausthüre zu, und wirf den Schlüssel in den Teich. Und nachdem du dieß gethan, eilst du mir zu Hilfe, damit wir

den Pastetenbäcker gefangen nehmen, um ihn vor das Angesicht des Scheik zu führen, wie es der Wille meines Herrn gebietet." —

Der Fischer stellte sich hinter die Dattelpalme an Hassan's Hause, von wo aus er gerade die Hausthüre genau im Auge hatte, und verhielt sich so stille und eingezogen, wie ein schlauer Vogelsteller. Ali aber schlenderte am Hause vorüber, summte ein Liedlein, wie es sonst der Fischer that, wenn er zu fischen kam, und setzte sich endlich in der Entfernung von einigen hundert Schritten am Ufer des Teiches nieder. Dann begann er in seinem Geschäfte, befestigte den Köder an der Spitze der Angel, that dieß und jenes, um seinen Eifer zu zeigen, und warf endlich die Schnur in das trübe Wasser des Teiches. So sehr Ali sich Mühe gab, die Manieren des Fischers nachzuahmen, so wollte ihm doch so Manches nicht gelingen. Und er befürchtete fast, der Pastetenbäcker möchte vor der Zeit seine List entdecken.

Hassan aber, der durch das Fenster schaute, und aus Langeweile die kleinen, flockigen Wölkchen am Himmel zählte, meinte wirklich, der Fischer sitze am Teiche, und da er sein ungeschickt Treiben sah, lachte er aus vollem Halse und schrie hinüber: „Du dummer Djafar, hast du gestern wieder einmal zu viel Sorbet getrunken, und deinen Magen überfüllt mit Pistacienkuchen, weil du heute so träge bist und dein Handwerk auf so einfältige Weise treibst? Wär' ich nur der große Selim, ich wollte dich mit der Bastonade munter machen."

Der vermeintliche Fischer entgegnete mit keiner Silbe, sondern stieß nur einen faulen Seufzer in die

Luft hinaus. In dem Augenblicke war's, als ob ein Fisch anbeißen wollte; er zog die Angel heraus, so schnell er konnte; allein es hing nicht nur kein Fisch an ihrer Spitze, sondern auch der Köder war hinweg. Da lachte Hassan noch viel ausgelassener, als zuvor, und schrie: „Du bist mir ein sauberer Fischer, du! Wenn ich meine Kunst nicht besser verstände, so hätte dem Scheik meine letztgebackene Pastete mit dem rechten Ohr meines Feindes Ali nicht so vortrefflich geschmeckt, daß er eine zweite von mir verlangte, die ich ihm auch augenblicklich verfertigen wollte, wenn ich nur wüßte, wie ich Ali's linkes Ohr bekommen könnte."

Der Fischer sagte kein Wort, sondern seufzte zum zweiten Male, und trieb seine Arbeit mit einer Geduld, daß man sich verwundern sollte. So oft er aber die Angel herauszog, war sie leer. Wie konnte es auch anders sein? Ali hatte absichtlich ein Stückchen von einem faulen Apfel statt eines Köders an die Angel gesteckt, daß ja kein Fisch anbeißen sollte. Denn mit dieser List wollte er den bösen Hassan, der die Fischerei mehr liebte, als die Pastetenbäckerei — aus dem Hause locken.

Hassan hatte eine ungestüme Freude über die fruchtlose Arbeit des dummen Fischers, wie er ihn zehnmal in einer Viertelstunde zum Fenster heraus schalt. Endlich da die Sonne im Mittag stand, und der Fischer noch kein Schüppchen erbeutet hatte — schrie der Pastetenbäcker so laut er konnte, den Vorübergehenden zu: „Eilt doch zum Scheik, und sagt ihm, er möge den Mann dort vom Teiche jagen lassen; denn es sei eine unerhörte Sache, daß ein Esel einen Fisch fangen könne."

Darauf aber ergrimmte der Fischer, sprang auf, und stampfte das Ufer mit den Füßen, und entgegnete: „Wer es besser verstehen will, der komme heraus aus seinem Hause, und beweise in der That, daß seine ganze Kunst nicht blos in elendem Spott bestehe!"

„Ja, das will ich dir beweisen, daß ich es besser verstehe, als du, dummer Djafar, einen kostbaren Fisch an die Angel zu locken!" schrie der übermüthige Hassan, schlug das Fenster zu, und wollte aus dem Hause gehen. Allein, da er den Schlüssel an die Hausthüre steckte, fiel ihm bei, daß er doch nicht trauen dürfe, weil die Häscher des Scheik in der Nähe sein könnten. Er trat also wieder zurück in das innerste Gemach, und dachte bei sich: „Mag der dumme Djafar machen, was er will — was geht es mich an?"

Und er aß und trank, bis er mehr als genug hatte. Dann streckte er sich auf den Divan nieder, und übergab sich einem langen, festen Schlafe, aus dem er erst erwachte, da die Sonne schon ihrem Untergange nahe war. Jetzt trieb ihn die Neugierde wieder an's Fenster. „Beim Grabe des großen Propheten," lachte er vor sich hin, „der dumme Djafar sitzt immer noch am Teiche — und — o daß ihn der Sand der Wüste verschütten möchte! — er hat noch kein einzig Fischlein gefangen, das auch nur einen Mandelkern werth wäre."

Dann öffnete er das Fenster, und schrie hinaus: „Wie geht es dir, du dummer Djafar? Hab' ich nicht gesagt, daß der Esel kein Fischlein fängt, und wenn man warten wollte, bis der Prophet von Mecca alle seine Anhänger abgeholt hat in die Freuden des Paradieses? Geh' heim, du einfältiger Knabe, und plage

dich nicht länger vergebens mit einer Arbeit, der du nicht gewachsen bist."

Der Fischer aber seufzte, weinte und entgegnete: „Ach, mein Herr! Wenn ich nun heimkomme, wird mich der Scheik meines Dienstes entsetzen. Denn ich muß einen Fisch bringen, und wenn er auch nicht so viel werth sein wird, als der Köder an der Angel!"

Darauf sagte Hassan: „Beim Bart des großen Propheten, den Allah segnen wolle — du dauerst mich, du dummer Djafar. Und ich könnte dir wohl aus der Verlegenheit helfen; denn die ganze Stadt weiß, welch' ein glücklicher und kluger Fischer der Pastetenbäcker des Scheik ist. Allein ein besonderer Umstand, der dir wohl auch nicht verborgen geblieben, hält mich in meinem Hause zurück."

„Ich weiß," entgegnete der Fischer, „daß dir der Baumeister Ali viel zu schaffen macht, und der Scheik zu Gunsten dieses Mannes gestern seine Häscher zu dir gesandt mit dem Auftrage, dich gefangen zu nehmen, wo immer außer deinem Hause sie dich treffen würden. Allein der Scheik muß milder gegen dich geworden sein — denn ich habe den ganzen Tag keinen Häscher in der Nähe deines Hauses gesehen. Du plagst dich wohl mit falscher Furcht, mein Herr — oder du müßtest nur einen Argwohn gegen mich, den armen, unglücklichen Fischer, in deinem Herzen haben!"

„Gegen dich?" rief Hassan, und lachte: „O du dummer Djafar! Was würdest du auch gegen mich vermögen, da du nicht einmal im Stande bist, einen Fisch zu fangen? Nun, so will ich dir denn gleich beweisen, daß ich mich nicht in mein Haus verschließe

eines Esels wegen. Warte nur, ich komme zu dir; und wenn ich nicht in wenigen Minuten einen Fisch an der Angel habe, sollst du mich meinem Feinde Ali ausliefern dürfen, ohne daß ich mich dagegen wehre."

Hassan ging vom Fenster. Und der Fischer zitterte vor Freude, da er wenige Sekunden darauf die Thüre des Hauses sich öffnen sah. Vorsichtig trat Hassan auf die Schwelle, warf die Blicke rechts und links, und da er keine Gefahr witterte, trat er vollends aus dem Hause, indem er noch die Klugheit hatte, die Thüre weit offen zu lassen, um, wenn es nothwendig würde, mit einem einzigen Sprung in's Haus zurückeilen zu können. Allein in dem Augenblicke, da der Pastetenbäcker wohlgemuth zum Teiche ging, kroch der Fischer Djafar hinter der Dattelpalme hervor, schlich zur Hausthüre, schloß sie von Außen zu, und war zu gleicher Zeit, indem er noch den Schlüssel in den Teich warf, mit Hassan bei dem vermeintlichen, dummen Fischer angekommen. Dieser warf Angel und Kleid von sich, und zeigte sich mit spöttischer Verneigung als Ali, der Baumeister des Scheik.

Hassan erschrack und wollte in sein Haus zurückspringen, da sah er den eigentlichen Fischer Djafar hinter sich, und die Thüre seines Hauses verschlossen. Er schämte sich nun nicht wenig, daß er sich von seinem Feinde hatte so arg überlisten lassen, und ergab sich, da ihm der Fischer mit geschickter Hand den Dolch aus dem Gürtel gezogen, nach geringem Widerstande.

„Ei," spottete der Baumeister Ali, da er mit Hilfe des Fischers seinen Feind gefangen fortschleppte, „was du mir aus dem Fenster deines Hauses so freundlich

zugerufen, ist wahr! Es hat noch nie ein Esel einen Fisch gefangen. Doch mußt du mir auch zugeben, daß jetzt ein Fisch einen Esel gefangen. Hab' ich nicht den ganzen Tag deinen Schimpf ertragen, und bin dabei so stumm und geduldig geblieben, wie ein Fisch? Und bist du nun nicht der Esel, den ich gefangen habe?"

Der Fischer Djafar, auf den eigentlich die Spottreden Hassan's den ganzen Tag hindurch vermeint gewesen, und der sich darüber hinter der Dattelpalme bis in die Seele hinein geärgert hatte, rächte sich unterweges nach Herzenslust an dem gefangenen Spötter, indem er ihm ein paar Dutzend Rippenstöße beibrachte.

Der Scheik Selim verwunderte sich höchlich über die feine List seines Baumeisters, als Hassan gefangen vor ihm stand, und er sich den Hergang der Verhaftung hatte erzählen lassen. Endlich sagte er: „Mein vortrefflicher Pastetenbäcker, mir hat dein letztes Backwerk so ausnehmend geschmeckt, daß ich mir ein zweites von deiner Kunst verlange. Dazu mußt du dein linkes Ohr hergeben. Das rechte aber gehört dem Baumeister Ali, dem du das Seinige gestohlen hast."

Nun wurden dem tiefbetrübten Pastetenbäcker die Ohren abgeschnitten; das linke mußte er dem Scheik in einer Pastete als Leckerbissen bereiten, das rechte aber sollte er dem Baumeister zurückgeben. Doch Ali weigerte sich, es anzunehmen, indem er sagte: „Davor bewahre mich der große Prophet, daß ich mir ein Eselsohr ankleben lasse. Erlaube mir, mein Herr, daß ich ohne Hassan's rechtes Ohr bleibe; denn mit diesem Ohr könnte ich die Bauten, die du mich aufführen heißest, erbärmlich verpfuschen. Weil du aber einen

ganz besonderen Appetit in dir verspürst zu der neuerfundenen Speise, die Hassan so meisterhaft zu backen versteht, so laß dir von ihm nur auch die dritte Pastete zurichten!"

Der Plan des Baumeisters gefiel dem Scheik. Hassan aber heulte vor Zorn, und schwur seinem Feinde furchtbare Rache. Anfangs wagte er es kaum, über die Straßen zu gehen; denn man verlachte ihn; und die Buben liefen ihm nach und schrieen: „Seht da, den Mann ohne Ohren!" Noch ärger war's, als er auf den Einfall gekommen war, sich etwas Ohrenähnliches aus Zucker an die ohrenlosen Stellen anzukleben. Da hieß man ihn von der Stunde an den Mann mit den gebackenen Ohren. Den Baumeister Ali aber verhöhnte kein Mensch. Im Gegentheile, man bewunderte seine zauberähnliche Kunst. Denn er erschien Tags darauf mit einem Ohre, das er aus leichtem Korkholz so meisterhaft geschnitzelt hatte, als ob es aus Fleisch und Blut bestände. Ja, Viele meinten, es sei ihm das rechte Ohr nachgewachsen, weil er so listig war, laut auf zu schreien, wenn man ihn in das hölzerne Ohr zwickte.

Einige Zeit darauf erkrankte Selim, der große Scheik; denn er hatte sich durch den übermäßigen Appetit, mit dem er die Ohrpasteten verzehrte, eine lästige Unverdaulichkeit zugezogen, die endlich in Magenverhärtung überging. Und nach drei Monaten starb der große Selim. —

Sein Sohn Almansor, ein eben so berühmter Feinschmecker, wie sein Vater, liebte Zuckerwerke mehr, als Bauwerke, obwohl man nicht sagen kann, daß er

letztere geradehin verachtete. Die natürliche Folge davon war, daß der Pastetenfabrikant Hassan mit den gebackenen Ohren in der Gunst des neuen Herrn stieg, während Ali mit dem künstlichen Ohre herabfiel.

„Nun," dachte Hassan, „ist die Zeit gekommen, daß ich mich rächen kann an meinem Feinde." Er sann Tag und Nacht darüber nach, wie dieß am besten ginge. Denn seine Rache verlangte nicht weniger, als den Tod des listigen Baumeisters.

Endlich eines Morgens beim Erwachen klaschte er in die Hände, und rief voll ungestümer Freude: „Ich hab' es nun? Ein Traum! Ein Traum! — Warte nur, du sauberer Ali! Ich will dir eine Pastete backen, nicht aus Mehl und Butter, nicht aus Zucker und Eiern, sondern aus List und Rache, an der du dir nicht die Zähne, sondern dein frisches, junges Leben ausbeißen sollst."

Hierauf kleidete er sich an, wie zum vornehmsten Feste im Ramadan, bedeckte das geschorene Haupt mit einem seidenen, goldgestickten Turban, schrieb auf eine Pergamentrolle etwas Räthselhaftes nieder, rollte sie zusammen, nahm sie unter den Arm, und zog bedächtigen Schrittes über die Straße dem Palaste des Scheik zu. —

Und als er vor Almansor, dem Sohne des großen Selim stand, verneigte er sich bis zur Erde, und hub an: „Allah ist Gott, und außer ihm ist kein Gott! Und Mohamed ist sein großer Prophet, der sich mir heute Nacht geoffenbaret hat in einem wunderbaren Traume."

Der junge Scheik spitzte die Ohren, um recht genau zu hören; denn er liebte das Wunderbare und

Abenteuerliche, und war nicht so hellen Geistes, wie Selim, sein verstorbener Vater, der die Ohren lieber in einer Pastete verzehrte, als daß er sie zum Anhören unsinnigen Aberglaubens gebraucht hätte. — „Laß hören, mein getreuer Pastetenbäcker!“ rief Almansor, indem er aus der langen Pfeife, die ihm ein schwarzer Sklave dargeboten, mächtige Rauchwolken in die mit Wohldüften erfüllte Luft jagte, und aus der bunten Schale von chinesischem Porzellan von Zeit zu Zeit den schwarzen Kaffee schlürfte.

„Ich schlief,“ fing der Pastetenbäcker mit wichtiger Miene an, „auf meinem Divan so fest und ruhig, wie noch nie. Da kam es mir auf einmal vor, als stände ich an der Pforte des Paradieses. Ich wollte meinen Blicken kaum trauen, da sah ich auch schon den großen Propheten vor mir, der die Pforte des Paradieses öffnete, und mir freundlich winkte, ihm zu folgen. Das that ich auch mit aller Bereitwilligkeit, weil ich schon hier auf Erden stets gewohnt bin, nach seinem Willen zu handeln. Und, bei Allah's unsterblicher Macht, es hat mich nicht gereut; denn ich sah, großer Almansor, unter viel Tausend Glücklichen deinen Vater, den erhabenen Selim. Er eilte auf mich zu, drückte mir die Hand, und erkundigte sich sogleich nach seinem edlen Sohne. Und endlich beim Abschiede, nachdem ich an seiner Tafel eine Pastete verzehrt hatte, die ich, so hoch im Reiche Almansor's meine Backkunst gepriesen wird, um das ganze persische Reich nicht im Stande wäre, zu verfertigen — gab er mir eine Pergamentrolle in die Hand und sagte: „Bringe diesen Brief meinem Sohne, dem großen Scheik Almansor! Gib aber wohl

Acht, daß du die Rolle nicht verlierst; denn der Inhalt derselben ist sowohl für mich als auch für meinen Sohn von der größten Wichtigkeit. Wenn Almansor den Brief nicht erhält, mußt du die Nachlässigkeit, die du dir zu Schulden kommen lässest, mit deinem Kopfe bezahlen." Ich versprach mein Möglichstes zu thun, verneigte mich vor seiner Hoheit, und hatte das Glück, von ihm begleitet zu werden bis an die Pforte des Paradieses, die sich vor dem angesehenen Herrn von selbst öffnete. Hier beliebte es dem großen Selim, auf die Ohrpasteten, die ihm auf Erden so vortrefflich mundeten, daß er sich eine Unverdaulichkeit zugezogen, eine feine Anspielung zu machen, indem er mich ziemlich kräftig auf meine zuckernen Ohren schlug, durch welchen Schlag ich glücklich erwachte, und mich mit Leib und Seele wieder im Reiche der Sterblichen befand. — Ich hätte Alles für leeren Schein gehalten, allein — o Wunder über Wunder — ich hatte diese Pergamentrolle in der Hand, die ich dir, mein Herr, als einen Brief von dem großen Selim hiemit feierlich überreiche."

Die Erzählung des Pastetenbäckers hatte den Scheik Almansor in großes Erstaunen versetzt. Er nahm sogleich die Rolle zur Hand, öffnete sie, und betrachtete die Schriftzüge seines Vaters. Sie wollten ihm freilich etwas fremdartig vorkommen, und er konnte sich nicht enthalten, die Bemerkung zu machen, Selim's Hand habe zur Zeit, da er Scheik von Ispahan gewesen, viel schöner und deutlicher geschrieben. „Ja wohl," sagte der schlimme Hassan, „der große Selim meinte auch: Mein Sohn Almansor wird stutzen über meine jetzige Handschrift. Allein, mein getreuer Pastetenbäcker, setzte

er hinzu, sage meinem Sohne, in den Freuden des Paradieses sei das irdische Gescripsel ganz abgekommen, vorzüglich aus dem Grunde, weil der große Prophet verhüten wolle, daß durch irgend einen Recensenten die Glückseligkeit des himmlischen Reiches gestört werde."

Almansor war mit der Erklärung des Pastetenbäckers vollkommen zufrieden, und las mit lauter Stimme, wohl aber der Buchstabirunterbrechung wegen etwas langsamer, wie folgt: „Mein lieber Sohn Almansor! Ich befinde mich in den Freuden des himmlischen Paradieses, wie dir der vortreffliche Pastetenbäcker Hassan erzählen wird. Ich begleite hier das hohe Amt eines Califen im weitausgebreiteten Reiche des großen Propheten, und bin im Begriffe, den wunderlieblichen Houris, die mich vor vielen andern vornehmen Herren auszeichnen, einen goldenen Harem bauen zu lassen. Leider aber befindet sich hierorts kein einziger guter Baumeister. Daher bitte ich dich, sende mir den Baumeister Ali, auf dessen Kunst ich so großes Vertrauen setze, daß ich mich unterstand, mit dem erhabenen Propheten zu wetten, seine himmlischen Baumeister seien nur Pfuscher gegen meinen irdischen Ali. Am schnellsten kann er zu mir gelangen, wenn du ihn auf einem hölzernen Gerüste, das wie ein kleiner Palast geformt ist, dem Feuertode weihest. Er wird wie ein Phönix aus den Flammen zu mir herüberfliegen. In der fröhlichen Erwartung, du werdest meine Bitte so schnell und pünktlich, als möglich, erfüllen, bin ich dein treuer Vater, der große Selim. Nachschrift. Den Pastetenbäcker Hassan, wenn er seine Botschaft genau vollführet hat, empfehle ich deiner besondern Huld und Gnade."

Almansor schlug die Hände über dem Kopfe zusammen aus purer Freude, daß der Vater in der Herrlichkeit des Paradieses seiner noch gedenke, und entließ den Pastetenbäcker mit den unzweideutigsten Freundschaftsbezeugungen, und mit dem gewissen Versprechen, die Bitte des großen Selim alsobald erfüllen zu wollen. Ja er rief ihm noch nach: „Dein Weg, Hassan, führt dich an Ali's Wohnung vorüber! Melde dem Baumeister, er solle sogleich zu mir kommen, indem ich etwas sehr Wichtiges mit ihm zu sprechen habe."

Hassan frohlockte in seinem Innern, und hatte keinen andern Wunsch, als das Netz, in dem er bereits den abergläubischen Almansor gefangen, möge für den Baumeister zur Todesflamme werden. Er grüßte diesen, da er ihn vor der Thüre seines Hauses müßig traf, mit verstellter Freundlichkeit, und sagte: „Allah segne dich, mein lieber Ali, und verhüte, daß wir fernerhin in Feindschaft leben. Leihe dein künstliches Ohr meinen Bitten, mit denen ich dir den Vorschlag mache, beiderseits an die Vergangenheit nicht mehr denken zu wollen."

Ali aber, der von Hassan's Falschheit zu sehr überzeugt war, als daß er seiner Rede trauen wollte, entgegnete: „Deine Worte sind so süß, wie deine zuckernen Ohren, aber ohne wahrhaftiges Leben, so wenig, wie mein künstliches Ohr, das glücklicher Weise die Reden deiner argen Verstellung nicht vernehmen kann. Was aber mein natürliches Ohr betrifft, so ist, Dank dem großen Propheten, sein Gehör noch so fein, daß es deine Worte als ehrlose Lügen zu deuten vermag. Ich will keine Gemeinschaft mit dir haben, du trugvoller Pastetenbäcker! Allah verdamme deine Arglist!"

Und mit diesen Worten kehrte Ali dem bösen Hassan den Rücken. Dieser aber lachte aus vollem Halse, und sagte beim Weggehen: „Ei, ei, das Wichtigste hätt' ich beinahe vergessen. Ich komme so eben von Almansor, der mir den Auftrag gegeben, dir zu melden, daß du sogleich vor ihm erscheinen mögest, weil er etwas höchst Nothwendiges mit dir zu reden habe." —

„Das kann nichts Gutes sein," dachte der Baumeister, „weil mein ärgster Feind den Auftrag hat, mich zum Scheik zu rufen!" — Doch Ali hatte ein gut Gewissen, und machte sich kecken Muthes auf den Weg nach dem Palaste des Scheik von Ispahan.

„Mein lieber Baumeister," sagte Almansor kurz und offen zu dem eintretenden Ali, „bereite dich vor zum Hingange in die Freuden des himmlischen Paradieses. Ich habe von Selim, meinem verstorbenen Vater, den Allah segnen wolle, einen Brief erhalten, worin er mir schreibt, daß er seinen Baumeister Ali zur Aufführung eines goldenen Palastes für die niedlichen Houri's höchst nothwendig bedürfe. So wahr ich selbst einmal in's Paradies eingehen will, so bestimmt will ich die Bitte meines erhabenen Vaters erhören. In den Flammen eines kleinen hölzernen Palastes, den du in aller Eile selbst noch erbauen sollst, mußt du in das Land der Herrlichkeit hinüber schweben. So spute dich, mein lieber Ali! Nach Ablauf von dreißig Tagen muß die Arbeit vollendet sein; und ich selbst will das Holz entzünden, in dessen Flammen du nach dem himmlischen Paradiese fliegen sollst!" —

Ali erschrack, daß er zitterte, und wurde todtenblaß. Allein er faßte sich alsobald, und entgegnete,

weil er Almansors festen Willen erkannte, mit den unterthänigen Worten: „Es geschehe, wie mein Herr befohlen hat. Nur bitte ich, den hölzernen Palast, in dessen Flammen ich verschwinden soll, in dem Garten hinter meinem Hause erbauen zu dürfen, damit ich, mein Eigenthum im Auge, ruhig und getrost von hinnen scheide!“ —

„O du vortrefflichster Baumeister,“ rief Almansor entzückt über Ali's Bereitwilligkeit, „diese Bitte soll dir von Herzen gerne gewährt sein, um so mehr, da der große Selim hierüber keine ausdrückliche Bestimmung erlassen!“

Der Scheik würdigte seinen getreuen Diener, der ihm seines dummen Aberglaubens wegen lieber eine Ohrfeige gegeben hätte, einer freundschaftlichen Umarmung, und lud ihn ein, indem er sagte: „Am Tage deines glückseligen Feuertodes sollst du zum Abschiede noch eine Pastete mit mir verzehren, die Hassan mit allem Aufwande seiner Kunst bereiten muß.“

Sich tief verneigend verließ Ali den Scheik von Ispahan, ging niedergeschlagenen Hauptes nach Hause, und verschloß sich in das Innerste seiner Gemächer. Hier überließ er sich tiefem Nachdenken. „Das ist,“ sagte er nach einer Weile zu sich selbst, „das ist ein derber Streich, den mein Feind Hassan auf mein Leben führt. Und wahrhaftig, ich hätte nie geglaubt, daß ein so arglistiger Plan in dem Gehirne des dummen Pastetenbäckers stecken könnte. Oder sollte ich noch einen Feind in Ispahan haben, der auf mein Leben zielt? — Nein, nein! Es ist Hassan, der Mann mit zuckernen Ohren und falschen Worten. Doch warte nur, du

Bösewicht! Den Baumeister Ali soll seine Kunst aus der Schlinge ziehen; du aber, der nichts gelernt hat, als den Leuten ein süßes Maul zu machen und ihnen dadurch den Geschmack an schönen und nützlichen Dingen zu benehmen — du sollst in der nämlichen Falle gefangen werden, die du für mich gelegt." —

Nun wurde der Baumeister auf einmal munter, trat aus seinem Gemache, und fing sogleich an, in dem Garten hinter seinem Hause den Platz zum hölzernen Palaste, in dem er nach wenigen Tagen sterben sollte, auszumessen. Die Bewohner von Ispahan, denen Hassan Selim's Brief gar umständlich erzählt hatte, konnten sich über Ali's Ruhe nicht genug verwundern. Ali aber sagte lächelnd: „Wie freut es mich, daß ich zu Selim, meinem Herrn komme, bei dem meine Kunst so hoch angeschrieben, daß er mir den Bau eines himmlischen Palastes anvertraut. Den Hassan aber kann er nicht brauchen, weil ein besserer Pastetenbäcker im Paradiese ist, von dem Hassan selbst bekennt, daß er, ihm die Schuhriemen aufzulösen, nicht würdig sei." —

Ali baute jeden Tag an dem hölzernen Hause so eifrig fort, daß ihm oft der Schweiß von der Stirne rann. In der Nacht aber, wenn alles Volk meinte, er liege, müde von der schweren Arbeit, auf seinem Divan in festem Schlafe — war er noch viel eifriger mit dem Baue eines unterirdischen Canales beschäftigt, den er von dem innersten Gemache seines Hauses aus in gerader Linie auf den hölzernen Palast zu wölbte, und an einer Stelle, wo das aufmerksamste Auge es nicht leicht entdecken konnte, mit einem eisernen Thürlein versah.

Noch ehe der dreißigste Tag anbrach, hatte der Baumeister seine Arbeit vollendet, seine irdischen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, und erwartete die verhängnißvolle Stunde so ruhig, als ob er in die nächste Caravanserai gehen wollte, aus der er beim Untergang der Sonne in sein Haus zurückzukehren gewohnt war. —

Der bestimmte Tag erschien. Ali begab sich in den Palast des Scheik, um mit ihm die versprochene Pastete zu verzehren. Hassan war auch zugegen, und fragte spöttisch lächelnd den Baumeister, wie ihm die Pastete schmecke. „O ganz vortrefflich," entgegnete der Baumeister, „und so es Almansor, mein Herr, mir erlaubt, nehm' ich eine Portion mit in's Paradies hinüber für den großen Selim! Sollte ihm aber dein Backwerk noch munden, so geschieht es vielleicht durch meine Fürbitte, daß er deiner gedenkt und dich als Küchenvasall dem berühmten Pastetenbäcker im himmlischen Reiche unterordnet."

Unter der Larve verbindlicher Freundlichkeit verbarg Hassan seinen Ingrimm über die Worte des Baumeisters. Zugleich aber erblaßte er, weil ihn in diesem Augenblicke eine abergläubische Furcht befiel. Denn er dachte an Feen und Geister, und daß Ali, den Betrug, den er ihm gespielt, im Paradiese erfahrend, wirklich als Gespenst ihm erscheinen, durch die Lüfte ihn mit sich fortführen, und aus Rache in irgend einen schrecklichen Abgrund ihn stürzen könnte. Bald aber faßte er sich wieder, zwang sich zu lächeln, und entgegnete auf Ali's Rede: „Du wirst mir eine große Gefälligkeit erweisen, mein lieber Freund, wenn du deine

Fürbitte für mich noch etwa dreißig Jahre hinaus schiebest."

Ali würdigte den Pastetenbäcker keines Wortes mehr, sondern verbeugte sich, Abschied nehmend, vor dem Scheik Almansor, der ihn segnete, und an der Spitze einer großen Volksmenge zum hölzernen Palaste in den Garten hinter seinem Hause begleitete.

Hier betete der Baumeister voll Entschlossenheit und Ruhe ein kurz Gebet, das Angesicht gegen Mecca gerichtet. Dann öffnete er mit einem goldenen Schlüssel die Pforte in die große Leichenbahre, und gab den Schlüssel dem Scheik, mit den Worten: „Wenn ich eingetreten bin, mag mein Herr die Thüre selbst verschließen."

Dann nahm er noch einen Trunk Sorbet zu sich, steckte ein dampfendes Rohr mit dem besten muselmänischen Kanaster in den Mund, und trat majestätisch in den Palast ein, dessen Pforte der Scheik hinter ihm verriegelte und versiegelte.

Das Volk erhob ein gewaltiges Freudengeschrei über den Heldenmuth des edlen Mannes, und murmelte für ihn verschiedene geheimnißvolle Gebete in die Lüfte, bis der Scheik mit einem brennenden Reisbüschel hinantrat, und einen Balken des Palastes entzündete. Dieß war das Zeichen für die Menge. Unter tobendem Geschrei suchte Jeder dem eingeschlossenen Baumeister die letzte Ehre zu erweisen, lief mit einem brennenden Holze hinan, und legte es an eine leicht entzündbare Stelle des Leichengebäudes.

Nach wenigen Secunden loderten die Flammen, schauerlich leckend, in die mit schwarzen Rauchwirbeln

verdunkelte Höhe. Und in einer Viertelstunde war der ganze Palast ein glühender Feuerofen. Allein aus dem Innern des großen Sarges hörte man keinen Schrei, nicht einmal einen Seufzer. Allgemein staunte man über den wunderbaren Heldenmuth des Baumeisters, und das Volk nannte ihn einen Heiligen. —

Ja, nachdem der Palast zu einem Aschenhaufen zusammengebrannt war, wollten Viele ein Knöchlein von den Fingern und Zehen, oder ein Stücklein von den Brustrippen, unter denen das großartige Herz geschlagen, mit sich nach Hause nehmen; weil sie meinten, eine solche Reliquie als Amulet getragen, könne den Leib und die Seele vor jedem gespenstischen und hexenhaften Angriff bewahren. Allein es war, trotz aller angewandten Mühe, kein Stäubchen von dem Körper des verbrannten Ali aufzufinden. Das verdroß besonders den Pastetenbäcker, der am eifrigsten nachgesucht, aus dem bekannten Grunde, weil er auch die größte Furcht vor geisterhaften Erscheinungen, sei es aus Mangel an besserer Erziehung oder wegen der Ueberzahl der Gewissensbisse, in sich verspürte.

Mißmuthig und von schlimmer Ahnung gequält, ging er nach Hause, und konnte sich den grausamen Gedanken gar nicht aus dem Kopfe schlagen, Ali werde ihn bereits im himmlischen Paradiese anschwärzen. Er war nun darauf bedacht, die Rache des verbrannten Baumeisters einigermaßen zu mildern, und ließ zu diesem Behufe gleich den andern Tag an der Stelle, wo Ali den heldenmüthigen Tod gestorben, eine ungeheuer große Pastete aus Cedernholz zum ehrenden Andenken des Verblichenen zu bauen anfangen.

Ali aber, der in dem Innern des Palastes, da dieser dampfte und flammte, durch das verborgene enge Pförtchen in den unterirdischen Canal, und durch diesen in das tiefste Gemach seines nahestehenden Hauses gekrochen war, ohne auch nur die geringste körperliche Verletzung zu erhalten — mußte doch recht herzlich lachen, wenn er manchmal durch ein kleines Fensterlein in den Garten hinaus sah, und den Bau der ungeheuer großen Pastete, die sein Grabstein sein sollte, betrachtete.

Nach dreißig Tagen nun — so lange nämlich hatte er sich vor keinem Menschen sehen lassen — kleidete er sich in eine ganz ausländische Tracht, die er sich vor der Zeit durch einen reisenden Handelsmann hatte zu verschaffen gewußt — und er sah fast aus, wie ein ehrliches Bäuerlein aus einer schwäbischen Gegend — schwarzlederne Hosen, gemodelte Strümpfe mit Zwickel, rothen Brustfleck, breiten grünen Hosenträger, schwarze Halsbinde, Schuhe mit Schnallen, aschgraues Wamms, und einen großen, dreieckigen Spitzhut von halbfeinem Filz. Er hatte nichts an sich, das ihn kenntlich machen konnte, als seinen Kopf mit dem kahlen Scheitel und mit dem schwarzen großen Barte im Gesichte.

Mit einem knotigen Wanderstabe in der Faust trat er aus seinem Hause, und ging auf den Palast des Scheik zu. Unter Weges begegnete ihm der Pastetenbäcker Hassan, dem er einen gar freundlichen Gruß zunickte. Dieser aber, Ali's Gesicht erkennend, erblaßte und zitterte, und sank zu Boden, indem er schrie: „Beim großen Propheten, das ist der Baumeister — oder ich will nicht mehr Hassan heißen!“ Dann raffte

er sich auf und eilte, so schnell er konnte, nach Hause, um sich in seinem Gemache einzusperren. —

Ali aber trat vor den Scheik, grüßte ihn und sprach: „Allah segne den großen Almansor!“ — Der Scheik riß die Augen weit auf, und staunte, und rief: „Das ist meines Baumeisters Gesicht mit dem großen Barte — und bei der Unsterblichkeit des erhabenen Propheten, er wäre es selbst, wenn er in muselmännischer Tracht vor mir stünde!“ — „Mein Herr,“ entgegnete Ali, „du täuschest dich nicht! Ich bin wirklich dein Baumeister. Von einem schwäbischen Bäuerlein im Paradiese habe ich diese Kleidung entlehnt. Die Ehrlichkeit der Schwaben ist gar hoch angeschrieben im Reiche der Seligen, und so kam es, daß ich mich, weil ich auch ein ehrlicher Bursche bin, gleich beim Eintritte in's Paradies mit Vielen befreundet habe. Doch was schadet die Tracht? Kleider machen nicht den Mann. Ich bin deßungeachtet dein geschickter Baumeister geblieben, was ich durch jedes schwierige Bauwerk, das du zu vollenden mir aufträgst, beweisen will. Meine Kleider sind im hölzernen Palaste verbrannt. Gib mir nur ein weites Beinkleid, einen Kaftan aus Kaschemir und einen bunten Turban — und du wirst den leibhaftigen Ali vor dir sehen. Dann laß den Pastetenbäcker Hassan herbeiholen, und ich will mich des Auftrages deines Vaters entledigen!“

Bald stand Ali in muselmännischer Tracht vor dem Scheik, der sich zehnmal in einer Minute die Augen rieb, sogar zu einem Theaterperspective die Zuflucht nahm, und endlich voll freudigen Staunens ausrief: „Ja, du bist Ali, mein Baumeister!“

Das Gerücht: „Der Baumeister ist aus dem Paradiese zurückgekommen!“ hatte sich, wie ein Lauffeuer, durch die Stadt verbreitet. Alles Volk drängte sich in den Palast des Scheik — und in der Menschenmasse befand sich auch der Pastetenbäcker Hassan. Denn der Ruf: „Ali ist da!“ verbunden mit der Gewißheit, er habe ihn in der Tracht des schwäbischen Bäuerleins ja selbst bereits gesehen, hatte seinen Aberglauben so sehr bestärkt, daß ihm kein Zweifel mehr übrig blieb, sein falscher Traum, mit dem er den Baumeister aus dem Wege geräumt, sei nun zur Wirklichkeit geworden. Ergeben in sein Schicksal, wartete er nicht mehr auf die Häscher des Scheik, sondern ging nach dessen Palaste, um sich freiwillig auszuliefern. —

Als die tobende Menge durch einen Wink Almansors zum Schweigen gebracht worden, zog Ali einen Brief, den er auf seiner Brust getragen, hervor, und bot ihn dem Scheik dar, mit den Worten: „Einen gar schönen Gruß von dem großen Selim aus dem Paradiese an seinen Sohn Almansor, den vortrefflichen Scheik von Ispahan.“

Der Geheimschreiber des Scheik mußte den Brief entrollen, und las mit lauter Stimme, wie folgt: „Mein lieber Sohn! Ich sende dir den Baumeister Ali zurück, den ich nicht von dir verlangt habe. Denn der Brief, so dir von Hassan überreicht worden, war von ihm geschrieben, und er hat dich auf solche Weise schändlich betrogen. Dieser Brief aber, den dir der verständige und kluge Ali überreichte, ist meine paradiesische Handschrift. Uebrigens hat mir der Baumeister gute Dienste geleistet, vorzüglich durch den glücklichen

Einfall, ein Stückchen von einer Hassan'schen Pastete in's Paradies mir mitzubringen. Ich habe mich früher schon an der Gesellschaftstafel unsers großen Propheten oft gebrüstet, welch köstlichen Pastetenbäcker ich auf der Erde in Diensten gehabt. Nun ward mir unverhofft die Gelegenheit, dem großen Propheten ein Stückchen zum Probiren geben zu können. Er fand es vortrefflich, wiewohl mir, offen gesagt, die paradiesischen Pasteten viel besser behagen. Nun, das Sprichwort muß wahr sein: „Fremde Kost schmeckt besser!" Der große Prophet äußerte schmunzelnd, er gäbe dieß und das, wenn er eine Pastete vom Künstler Hassan bekommen könnte. Und da ich ihm vollends erzählte, wie unübertrefflich die Hassan'schen Ohrpasteten seien, da bekam Mohamed einen so grenzenlosen Appetit, daß ihm der Mund wässerte. — Um mich nun bei dem großen Propheten einzuschmeicheln, so bitte ich dich, mein lieber Sohn, mir deinen berühmten Pastetenbäcker Hassan mit ein paar Dutzend schönen langen Ohren sobald, als möglich, übersenden zu wollen. — Ich ging vor ein paar Tagen außerhalb der Pforte des Paradieses spazieren — und da ich von ungefähr mein Auge hinablenkte auf Ispahan, die Stadt meines Sohnes, sah ich in dem Garten hinter Ali's Hause eine große Pastete von Cedernholz. Dort hinein soll sich der Pastetenbäcker begeben — und wenn du unter der Pastete ein ordentliches Feuer anfachen lässest, so wird Hassan schneller in's Paradies gelangen, als wenn er sich auf die schnellste irdische Eisenbahn gesetzt hätte. Uebrigens sei meines väterlichen Andenkens versichert, und laß dir meinen allerliebsten Baumeister

Ali auf's dringendste empfohlen sein. So gegeben in meiner Paradiesapfelbaumlaube. Dein Vater Selim, Calife im Reiche der Seligen, weiland irdischer Scheik von Ispahan." —

„Bravo! Bravo!" ertönte der Jubel der versammelten Muselmänner. Almansor aber winkte dem Hassan, daß er aus der Menge hervortrete, und fragte ihn: „Nun, mein lieber Pastetenbäcker, ich denke, du wirst mit eben so großem Muthe, wie Ali, der Baumeister, in's Paradies hinüberfliegen wollen? Hast du noch eine irdische Angelegenheit zu besorgen, so thu' es gleich. Denn ich bin gesonnen, dich noch vor Sonnenuntergang in's Reich der Seligen zu schicken, weil es ganz gegen die kindliche Pflicht wäre, meinen Vater länger warten zu lassen. Auch will ich dadurch, daß ich dem großen Propheten so bereitwillig meinen vortrefflichen Pastetenbäcker zum Geschenke mache, selbst einmal einen ordentlichen Platz an seinem himmlischen Tische mir erwerben. Also — mache dich bereit, Hassan! Die große, hölzerne Pastete, die du dem verbrannten Ali als Grabmal setzen ließest, harret sehnlichst, dich aufzunehmen. Noch nie ist in einer Pastete ein so großartiger Inhalt gebraten worden. Glückliche Reise, mein Freund Hassan, und dereinst fröhliches Wiedersehen im Paradiese, wenn es sich etwa nicht ereignen sollte, daß dir der Reisepaß, wie dem Baumeister Ali, zurückvisirt wird, den Scheik Almansor auch fürderhin mit deiner Pastetenbäckerkunst zu beglücken." —

Hassan neigte sein Haupt, kreuzte die Arme über die Brust, und entgegnete: „Mein Herr, ich bin bereit.

Denn es obwaltet kein Zweifel, daß Ali, bei dessen feurigem Hintritt in's Paradies ich selbst zugegen gewesen, von dieser Erde wirklich geschieden war, und nun wieder gekommen ist, mich dahin zu beordern. Ist es der Wille des großen Propheten, daß ich sein himmlischer Pastetenkünstler werde — nun wohlan, so soll von meiner Seite auch nicht eine Minute versäumt werden, ein ehrenvolles Amt im Paradiese anzutreten."

Almansor war sehr zufrieden mit der Bereitwilligkeit Hassan's, und gab sogleich Befehl, daß man die von seinem Vater Selim verlangten paar Dutzend schöne, lange Ohren in aller Eile auftreibe. Zu diesem Behufe wurden Boten ausgeschickt, um alle diejenigen, bei denen die Ohren die naturgesetzliche Form menschlicher Ohren überschritten, ihrer Kopfzierde zu berauben. Auf diese Weise verlor hier ein Geldmäckler, dort ein Kornwucherer, hier ein Güterverstückler, dort ein schwatzhafter Barbiergeselle, hier ein eitler Gecke, dort ein betrügerischer Quacksalber, hier ein naseweiser Schöngeist, dort ein leichtsinniger Springinsfeld — seine Ohren, bis endlich die von dem großen Selim verlangte Zahl voll war, worüber sich Almansor von Herzen freute.

Diese kostbare Sendung, zukünftige Leckerbissen zu den von Selim dem großen Propheten angepriesenen Kunstpasteten seines ehemaligen Küchenvasallen, auf einem zierlichen Präsentirteller tragend, schritt Hassan, von Tausenden begleitet, der hölzernen Pastete zu, in der er zum Eintritt in's Paradies gebacken werden sollte. Viele der Zuschauer erhoben ein Gelächter, und schrieen: „Seht, seht, wie er zittert aus Angst und Schrecken!" Allein diese Schreier hatten offenbar un-

recht. Denn das Zittern in Hassan's Gliedern wurde nur durch die Sehnsucht erzeugt, mit der er schon sein Künstlerleben im himmlischen Reiche beginnen wollte. Einige waren gar vernünftig, und sagten untereinander: „Das hat ihm der Baumeister, der sein Feind ist, angethan!“ — Die Vernünftigsten aber feierten Hassan's Hintritt zu der hölzernen Pastete mit der Sittenlehre: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!“

Ehe der Pastetenbäcker mit den schönen langen Ohren des Geldmäcklers, des Kornwucherers, und so weiter, unter der hölzernen Pastete verschwand, bot ihm der Scheik Almansor treuherzig die Hand, und sagte: „Grüße mir meinen Vater, den großen Selim, und vor Allem den erhabenen Propheten, und bringe ihm meinen Glückwunsch zu einem gesegneten Appetit. Sage ihm, wenn ihm deine Ohrpasteten vortrefflich schmecken, sollte er dich nur zurücksenden, um eine neue Sammlung schöner, langer Ohren unternehmen zu lassen; denn es gäbe deren noch eine Menge in meinem Reiche.“ —

Hassan verneigte sich, und trat, gesegnet von dem Jubelgeschrei und den muselmännischen Gebeten der Menge, unter die hölzerne Pastete, die wenige Minuten darauf in Flammen stand. „Ach,“ schrie nun Ali, der listige Baumeister, voll Schmerzgefühl, indem er einen silbernen Schlüssel aus der Tasche zog, „die Hauptsache hätt' ich fast vergessen. Löschet die Flammen, damit ich dem Pastetenbäcker diesen Schlüssel übergebe; denn ohne diesen Talisman kann er nicht auf die Erde zurückkehren, wenn es dem großen Propheten einfallen sollte, ihn nach einer zweiten Aus-

deutung langer schöner, irdischer Ohren herüberzuschicken." —

Augenblicklich wurde das Feuer vertilgt; allein es war zu spät. Hassan lag schon entseelt und, sammt den Kostbarkeiten auf dem Präsentirteller, am ganzen Körper verbrannt, unter der hölzernen Pastete. —

Ali erklärte nun den Betrug, indem er den Schlüssel an das verborgene Pförtchen des unterirdischen Canales steckte, der ihm vor der Arglist seines Feindes Hassan das Leben gerettet hatte.

Almansor warf einen finstern Blick auf den Leichnam des Pastetenbäckers, und sagte: „Allah möge dir den schlimmen Haß gegen Ali und deine Dummheit verzeihen, unglücklicher Pastetenfabrikant! Du hast nun den Betrug, mit dem du meinen Baumeister vertilgen wolltest, mit deinem Leben bezahlt."

Alles Volk aber jubelte und schrie: „Der Pastetenbäcker ist in seiner Dummheit zu Grunde gegangen. Den Baumeister aber hat seine Kunst gerettet!" —

Ali kam bei dem Scheik in große Gnade, und wurde mit vielen Ehrenämtern bekleidet. An der Stelle der halbverbrannten hölzernen Pastete aber wurde von dem Baumeister eine Denksäule errichtet, mit der Inschrift: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein."



J. Lindner f.

Zweite Abtheilung.

Die Erdbeeren.

Eine Erzählung.

Adolph Wingold, Edler auf Hohengau, ein ausgezeichneter Staatsbürger und Familienvater, lustwandelte mit seinen drei Kindern Ferdinand, Alfred und Amalia an dem heitersten Erstlingssommermorgen durch die romantischen Waldpartieen eines berühmten Badeortes. Er war vor einigen Tagen aus der Stadt hieher gekommen, um sich sowohl von den schweren Geschäften des ganzen Jahres zu erholen, als auch die Feier eines Tages zu begehen, den er von frühester Jugend an unter Dankesthränen zu Gottes Vorsicht und Güte im steten Andenken erhalten hatte.

Der brave, einsichtvolle Vater, der seine Kinder mit wahrhaft mütterlicher Liebe an sich schloß, unterließ es nie, so schöne Gelegenheiten zum Besten in der Erziehung derselben zu benützen. Und er gab sich daher jedes Mal die Mühe, die jungen Herzen vom Anstaunen der lieblichen Schöpfungen zur dankbaren Anbetung des Schöpfers aller dieser Wunder in der Natur hinüberzubringen. Und wenn es ihm dann so geglückt, und sie knieten, die Hände in einander geschlungen, un-

ter den Schatten einer Buche, oder an dem Ufer eines Bächleins, an dem das zarte Vergißmeinnicht blühete, oder wenn sie beteten in der dunkeln Taxuslaube, umduftet vom Balsam hundertblättriger Rosen — wie stand er in Freudenthränen und schloß jedes dieser theuren Liebespfänder inniger an's Vaterherz! —

Aber heute hatte er sich die Erzählung seiner Jugend vorbehalten. Und er wollte dieß um so weniger unterlassen, da Alfred, der jüngere Knabe, der unter das Buchengehäge vorausgeeilt war, freudig mit einem Erdbeerstrauß, woraus den Edelmann jedes Beerchen an die Vergangenheit erinnerte, zurückkehrte, um den lieben Vater mit diesem Geschenke zu überraschen.

„Ich danke dir, mein Alfred," sprach Wingold gerührt, indem er sich eine Thräne vom Auge trocknete, „du hast mir hiemit eine Gabe gereicht, deren Bezug auf mein ganzes Leben und Glück von den Jahren meiner Jugend an dir und deinen Geschwisterten noch nicht bekannt. So sei es aber nun, daß ich euch die Geschichte meines Lebens erzähle, damit ihr die herrlichen Fügungen Gottes anbeten, und das Andenken eines Mannes ehren möget, dem ich nach Gott mein ganzes Glück zu verdanken habe." —

Nun ging der Vater mit den Kindern noch einige Schritte hinan, bis sie die Spitze des Hügels erreicht hatten, wo die Schatten dreier Buchen zu freundlicher Rast und Ruhe winkten. —

„Hier setzt euch im Kreise!" sprach er, und fing zu erzählen an:

„Es war vor dreißig Jahren am Tage der Heimsuchung Mariä, als die Bewohner eines romantischen

Städtchens am Rhein sich der grenzenlosesten Freude überließen über den Auszug der fremden Truppen, die sie Monate lang belästigt hatten. Die Brust eines Jeden athmete freier. Man besuchte die sonst gewohnten, seit langer Zeit aber vermiedenen Unterhaltungsplätze und Spaziergänge. Man grüßte sich gegenseitig über die Straßen hin, und wünschte sich von Herzen Glück, daß man endlich einmal von den schweren Einquartierungen befreit, und der Schauplatz des Krieges in andere Gegenden verlegt sei. Spiele wurden gegeben für Jung und Alt. Und der Bürgermeister und die hohen Räthe der Stadt saßen an köstlichen Tafeln. Selbst dafür war gesorgt worden, daß die Aermsten und Dürftigsten der Bewohner, den nagenden Brodsorgen entbunden, diesen Tag freudig und wohlgemnth hinbringen konnten. Dazu that der Himmel auch sein Bestes. Denn er hatte wieder einmal nach vielen regnerischen, grauen Tagen die freundliche Sonne hervorgeführt; und damit ihre Hitze, wie es zu dieser Jahreszeit gewöhnlich ist, nicht zu sehr belästige, strich durch die Landschaft ein angenehm abkühlendes Lüftchen."

„Währenddem sich auf diese Weise die ganze Stadt den Vergnügungen hingab, und vielleicht die Wenigsten der Einwohner daran dachten, dem allgütigen Vater im Himmel, der doch der Geber dieser Vergnügungen war, vor Allem kindlich zu danken — saß ein armer Knabe von zehn Jahren an dem Ecksteine eines großen vornehmen Hauses, das rechts und links in eine Gasse führte — und sah ganz wehmüthig und traurig dem lustigen Treiben und Wogen der Vorüberziehenden zu. Der Knabe hatte kein gleichgiltig Gesicht. Das

blaue Auge und über ihm die hohe gewölbte Stirne, über die blonde Locken nachläßig herabfielen, mochten ihm ein ernsthaft Ansehen geben, das die Blässe der Wangen, die durch Hunger und Herzeleid entfärbt waren, nur noch leidender und mitleiderregender gestaltete."

„Die Leute aber, die an ihm vorüber rannten, sahen doch von Allem dem nichts. Denn sie waren von der Freude des Tages zu sehr eingenommen, und — der Knabe war fremd. Auch war seine Kleidung, die aus leinenen Beinkleidern, einer alten Husarenjacke, einem grünen abgetragenen Hute, und aus Holzschuhen bestand, von der Art, daß er allenthalben für nichts Anderes, als für einen Bettelbuben angesehen wurde. Er wollte aber nichts weniger, als betteln, sondern nur seine Beeren, die er in einem zierlichen, aus Weiden geflochtenen Körbchen am Arme trug, an Einen der Vorübergehenden verkaufen. Daher ließ er oft sein helles, einladendes: „Kauft Beeren! Kauft Erdbeeren! Zuckersüße Beeren!" durch die Gasse verhallen. Allein man achtete seiner nicht. Und wenn man seiner achtete, so geschah es nur auf eine unfreundliche Weise, indem man ihn mit Scheltworten zur Ruhe verwies, oder ihm wohl gar einen derben Seitenstoß versetzte, daß er beinahe am Steine hinabgesunken wäre. Doch er ließ sich nicht irre machen, und wollte gerne harren, so lange die Sonne am Himmel stände."

„Da aber die Sonne schon hinter den Mauern der Stadt verschwunden, und er die Erdbeeren immer noch nicht verkauft hatte, wurde ihm recht wunderlich zu Muthe, und er fing bitterlich zu weinen an. „Ach,

mein armer, kranker Vater!" seufzte er, „wie bang wird dir um mich sein, wenn du so lange umsonst meiner harrest. Und wie schmerzt es mich, daß ich dir nicht einmal ein Stück weißen Brodes zur warmen Suppe mit nach Hause bringen kann!" — Dann kniete er nieder am Steine, und während die Bittthräne rann aus dem feuchten Auge, betete er voll kindlicher Inbrunst: „Du Gott des verlassenen Vögeleins in der Luft und des einsamen Blümleins auf der Wiese, o sieh' auch heute gnädig hernieder auf den armen Husarenknaben, der für seinen Vater fleht und bittet. Du hast mir bisher noch jedes Mal mild und freundlich vergönnt, daß ich mit dem Erlös der Erdbeeren den kranken Invaliden dort im Walde ernährt. Schicke mir auch heute ein mildthätiges Herz, das mit ein paar Groschenstücken meinen Jammer endet und die Schmach des armen leidenden Vaters. Ach, ich will ja gerne hungern, wenn nur Er eine stärkende Suppe hat. Ich will gerne wachen durch die ganze Nacht, wenn Er nach dem Genusse einiger Tropfen Weines im süßen Schlummer die Genesung findet. So hilf, lieber Gott, hilf, und laß mich meine Erdbeeren verkaufen! Hilf dem armen Husarenknaben und seinem Vater!" —

„Und siehe, kaum hatte der Knabe nach diesem brünstigen Gebete voll kindlicher Zuversicht das Auge sich getrocknet — da stand vor ihm ein Mann in vornehmer Tracht, der voll Mitleid in seine Börse griff, und dem vor frohem Staunen zitternden Jungen zwei große Silbermünzen in die Hand drückte, mit den Worten: „Gib mir die Beeren sammt dem Körblein; du aber nimm dieß Geld, und eile und tröste deinen

Vater. Vergiß in deinem Leben nie, so kindlich fromm zu beten — und du wirst stets Erhörung finden!" —

„Darauf ging der unbekannte, brave Mann, an seinem Arme das Körblein mit den Beeren, in das große Haus zurück, vor dem der Knabe seine Frucht bisher vergebens feil geboten. Dieser aber, nachdem er sich von der ersten Freude erholt, und zehnmal nachgerufen: „Dank Gott und dem guten Herrn!" eilte, um Brod zu kaufen — und dann fort, im Trabe fort nach dem Walde, wo der arme kranke Vater schmachtete."

Nachdem der Edle von Hohengau seinen Kindern also erzählt, sahen sich diese gegenseitig an, als wollten sie leicht errathen, wer der arme Husarenjunge gewesen. Amalia, die zartfühlende Tochter, neigte ihr Haupt an des Vaters Herz, um da die Thräne der Rührung zu verbergen, Ferdinand zog dessen Hand an seine Lippe und küßte sie im Ausdruck blühender Jünglingskraft; Alfred aber war eben im Begriffe, mit der Art überquillender Kindlichkeit das Räthsel zu lösen — da gebot der Vater mit erhobenem Finger Stille, und fuhr in der Erzählung fort:

„Wir versetzen uns jetzt im Geiste mitten in das nahe gelegene Wäldchen, wohin der Fuß des armen Knaben eilt. Eine niedere halbverfallene Mooshütte lehnt zwischen zwei gewaltigen Eichenstämmen. D'rinnen in der Hütte — ach, wie sieht es da so armselig und erbärmlich aus; kein Tisch, keine Bank, kein Ofen, keine Bettstelle. In einem Eck lehnt ein verrosteter Karabiner und Husarensäbel, dort ein Stelzfuß und

ein hölzerner Arm — und hier — o Elend über Elend — hier liegt auf einem zerrissenen Mantelsack, der einen Bündel Stroh und Reißig überdeckt, ein alter kranker Invalide. Sein rechter Fuß und linker Arm liegen auf dem Schlachtfelde begraben — und ach, seine verzehrte Brust voller Narben wird auch aus diesem Leben bald in ein anderes hinüberschlagen. Ein Krug mit Wasser, schon in der Frühe von der Quelle geholt, soll den Fieberdurst stillen, und trockene Brodrinden sind seine Stärkung und Arznei."

„Wo bleibt mein lieber Knabe so lange?" seufzt der arme Mann, und streckt die Hand, so vom Kugelregen verschont geblieben, flehend zum Himmel: „Ach, Gott verhüte, daß ihm unter Weges was Leids begegnet. Wie bange müßt' ich aus dieser Welt gehen, wenn noch die Nachricht von einem Unglücke, das ihn getroffen, oder gar von seinem Tode meine letzten herben Augenblicke leidensvoller machen würde. Doch nein, lieber Gott im Himmel, dem ich stets mich und mein Kind vertraut, nein, das thust du nicht! Du bürdest meinen schwachen Schultern keine größere Last auf, als sie zu tragen vermögen, ehe sie hinuntersinken zur letzten Ruhe. So sei der Knabe deinem Schutz empfohlen, und der alte Invalide, der nun bald vor dir erscheinen muß, deiner großen Barmherzigkeit." —

„Der Invalide, meine lieben Kinder — fuhr Wingold, nachdem er sich eine Thräne von der Wange getrocknet, zu erzählen fort — der Invalide hatte in ruhiger Zeit von seinem Könige, für den er Arm und Bein verloren und so viele Narben am Leibe trug, wohl eine kleine Pension genossen, die ihn doch wenig-

stens vor Hunger und Durst und Blöße schützte. Allein in jener kriegerischen Zeit, da Alles d'runter und d'rüber ging, unterblieb diese Gnadenspende und der arme Stelzenmann kam sehr in Noth. Doch war er zufrieden, so lange er sein Stücklein Brod an den Thüren barmherziger Leute sich erbetteln konnte. Nun aber kam der Krieg in's Land, und er mußte sich vor der Wuth feindlicher Soldaten, die am wenigsten das Leben eines alten Helden, der seinen Säbel im Blute der Ihrigen gefärbt, schonen wollten — hieher in diese halbverfallene Hütte flüchten, wo er nun allein von dem Erlös der Erdbeeren, die sein Knabe zu Markte trug, das mühselige Leben fristen konnte." —

„Nachdem der Invalide gebetet, wie ich euch vorhin erzählt, wandte er das Haupt getrost und ruhig gegen die Wand, um zu versuchen, ob er nicht einen stärkenden Schlaf gewinnen könne. Aber nun, wie er schlummerte, trat der Knabe vom Markte ein, und da er des Vaters Ruhe merkte, kauerte er sich so leise als möglich zu dessen Lager, legte in kindlicher Freude köstliches Waizenbrod neben an, und stellte ein Krüglein mit Wein an den Boden, mit fröhlich klopfendem Herzen harrend auf den Augenblick, da der Vater erwache zum Genusse dieser Stärkung."

„Wer vermag die Wonne zu beschreiben, die durch das Herz des Knaben zitterte, als nach einer Viertelstunde der Invalide sich erhob, und schmachtend nach der dargereichten Labung griff? „O Vater," rief er, „der liebe Gott hat mir heute einen recht braven Käufer zugeschickt, der mir für die Erdbeeren zehnmal mehr gegeben, als sie werth waren. Dafür nun konnt' ich dir

ein paar süße Augenblicke verschaffen! Wie herzensfroh bin ich darüber!“ —

„So laß uns danken, Knabe,“ sprach der Invalide, und schickte die Augen statt der Arme nach dem Himmel, „danken dem lieben Gott und dem braven Manne.“

„Und der Junge kniete neben dem Vater nieder, und betete mit diesem laut und andächtig ein inniglich fromm Gebet. Da ging mit einem Male die Thüre auf, und in die dumpfe, niedere Stube trat — der fremde Erdbeerkäufer aus der Stadt.“

„Müßt nicht erschrecken!“ sprach er freundlich, da der Knabe schüchtern sich zurückzog in ein dunkles Eck. „Ich bin dir, Junge, auf dem Fuße nachgegangen; denn es trieb mich das Verlangen, deinen Vater kennen zu lernen, der dich also treuherzig und kräftig beten gelehrt. Doch, wie? welch' ein Elend muß ich in dieser armseligen Hütte finden? So sei Gott dafür gelobt, daß er mich in dieser Abendstunde noch hieher geleitet. Armer Invalide, ich will euch helfen! Ihr sollt eure Tage vollends wohlgemuth und ohne Sorge in der Stadt verleben. Der Feind hat diese Gegend verlassen, und wird sie so leicht nicht wieder überfallen. So habt ihr keine Gefahr für euer Leben mehr zu fürchten. Morgen in aller Frühe werd' ich Anstalt treffen, daß ein Wagen euch zurückführe in die Stadt, wo ihr ein lieblicheres Gemach beziehen sollt, als diese halbverfallene Hütte ist.“ —

„Invalide und Junge wußten bei dieser milden Rede des braven Unbekannten nicht, wie ihnen war. Der Vater streckte die Rechte zum Danke dar, und der Sohn küßte in lauter Freude, daß es nun mit dem

Vater besser werde, den Saum vom Rocke des Fremden."

„Nun ließ sich dieser noch Manches erzählen aus der tapfern Vergangenheit des Invaliden; und nahm endlich Abschied auf Wiedersehen am frühesten Morgen des andern Tages." —

So weit erzählte Wingold, und hielt nun stille, sich auf's Neue zu sammeln. Was zunächst kommen sollte, mußte ihn sehr ergreifen; denn es zog eine Trauerwolke über seine Stirne, und ein paar große Thränentropfen zitterten in seinen Augen. Mittlerweile konnten sich die Kinder doch nicht halten, und flüsterten zu einander: „Der Vater ist der Husarenknabe! Der Invalide aber war sein Vater!" —

„Ja Kinder," sprach der Edle von Hohengau mit lauter, bewegter Stimme: „Wie ihr gesagt, so ist es! Doch dieß ist erst der Anfang der wunderbaren Fügungen Gottes! Höret sie bis zum Ende. Und dann fallet hin auf eure Kniee und danket mit mir im kindlichen Gebete dem Allenker unserer Lebenstage!"

„Ehe der Morgen des andern Tages graute, stand ich, mit einem rauhen Wanderstabe in der Hand und einem kleinen Bündelchen über der Schulter vor der großen Pforte des Hauses, an dessen Eckstein ich gestern Erdbeeren feilgeboten. Meine Augen waren roth geweint. Schmerz und Kummer und Herzeleid hatten mich so zernichtet, daß ich kaum vermochte, einen Schritt weiter zu thun. Endlich befiel mich eine gänzliche Verlassenheit; ich sank ohnmächtig an der Thüre nieder."

„Als ich wieder erwachte, ward mir leichter; denn ich sah den guten lieben Erdbeerenkäufer vor mir stehen. Er nahm mich freundlich bei der Hand, und fragte voll Mitleid: „Knabe, was ist dir geschehen?“ Nun konnte ich meinen Thränen wiederum freien Lauf lassen: „Das Aergste ist mir geschehen! Mein lieber Vater ist todt! Als ich am frühesten Morgen nach ihm sah, fand ich ihn entseelt auf seinem Lager! — Und nun bin ich daran, hinauszuwandern in die weite Welt, wohin mich Gott mag führen. Er beschere der väterlichen Leiche ein friedlich Grab, und mir Muth und Kraft gegen die Trübsalen der Zukunft. Ich bin gekommen, edler Herr, euch für das Gute, das ihr uns erwiesen, und für die frohen Tage, die ihr dem armen Stelzenmann bereiten wolltet, noch einmal recht inniglich zu danken. Gott mög' es euch vergelten hier und in jener andern Welt. Und nun, lebt wohl, und glaubt, daß der wandernde Husarenjunge, er möge sein wo er wolle, täglich für euch beten werde. Lebet wohl!“

„So sprach ich, und wollte gehen. Aber Herr von Hallberg — so war der Name meines theueren Wohlthäters — zog mich freundlich auf's Sopha zu sich nieder, und tröstete mich: „Laß deinen Vater ruhen! Er ruhet sanft aus von den vielen Beschwerden des Krieges und der Noth! Wer so beten konnte, wie dein Vater, dem lächelt beim Austritt aus diesem Leben ein holder Friede! Jesus, der göttliche Erlöser, lächelt ihm, und führt ihn in die seligen Wohnungen, die er den Frommen auserkoren. Du aber magst dich jetzt zum tüchtigen brauchbaren Manne für die Zukunft bilden — ich behalte dich bei mir. Und so du wirklich

nach meinem Wunsche dich gestaltest, sollst du, da der Himmel mir keine Kinder gab, die Stelle eines Sohnes besetzen und mich Vater nennen.“

„O meine Kinder, wie soll ich's nennen, was mich in jenem Augenblicke der Trauer, Ueberraschung und Freude tief in meiner Seele ergriff. Ich konnte keinen Gedanken, kein Gefühl zur Sprache bringen. Ich fiel nieder zu seinen Füßen und stammelte. Diese meine kindliche Verwirrung mußte den Edlen sehr gerührt haben. Er verließ mich, und ging in's Nebenzimmer, um sich eine Thräne abzutrocknen.“

„Ich aber eilte hinaus in die Waldhütte, und fiel an der Leiche des entseelten Vaters nieder, um die mannigfaltigen Thränen recht frei vom Auge fließen zu lassen, und das Gelübde zu beschwören, allen seinen Ermahnungen bis zum Ende treu zu bleiben. Und gestärkt und ermuthigt durch ein himmlisch Gebet trat ich in meine neue Lebensweise.“

Hier hielt der Edle von Hohengau wieder eine Pause. Denn er merkte, wie sehr diese Erzählung seinen Kindern zu Herzen ging — und er wollte eine Weile stille stehen, um den kindlichen Gefühlen nicht voranzueilen. Mit verborgener Freude sah er in Ferdinands Auge eine Thräne der Rührung über den Tod des Invaliden und die gänzliche Verlassenheit des verwaisten Husarenjungen; und hörte aus Amaliens Munde, während Alfred seine Füße umfing, ein dankend Wort zum Himmel für die glückliche Wendung im traurigen Jugendleben ihres Vaters. —

Dann fuhr er fort: „Welch' köstliche Erziehung ich in Herrn von Hallbergs Hause und an seiner Seite genossen, könnt ihr euch wohl denken, meine lieben Kinder, und ich will euch mit der Erzählung meiner Bildungsjahre nicht lange aufhalten. Es mag euch genügen, zu wissen, daß mein großmüthiger Wohlthäter mich nicht nur allein in allen Zweigen der Künste und Wissenschaften vollkommen unterweisen ließ, sondern daß er mich, was in der damaligen Zeit des allgemeinen Sittenverderbnisses und Religionsverfalles bei Hoch und Nieder eine Seltenheit war — daß er mich zum frommen Christen bildete. Und ich segnete bei jeder leisen Rückerinnerung an die Vergangenheit den Augenblick, da ich in das Haus und Herz dieses edlen Mannes gekommen. Er aber sprach gar oft zu mir mit lächelndem Munde: „Sieh, Adolph, deine kindliche Liebe, mit der du durch den Verkauf der Erdbeeren deinen Vater ernährtest, hat dir den Weg zu diesem Wohlstande gebahnt. Darum vergieß nie, so oft du Erdbeeren siehest und genießest, wie wunderbar der liebe Gott oft einen geringen Dienst, der aus Liebe geschieht, dazu benützt, seine Kinder mit süßem Lohn zu krönen — und bleibe in Hinsicht der christlichen Pflichterfüllung immer und allzeit der brave Husarenknabe mit den Erdbeeren am Ecksteine, so wird es dir immer wohl ergehen, und du wirst auch einmal Freude erleben an deinen Kindern." —

„Ich war nun in das Alter vorgerückt, wo ich im Stande war, meines edlen Wohlthäters Güter zu verwalten. Ich versah dieses Amt mit so großem Eifer und so strenger Gewissenhaftigkeit, daß ich in Kurzem

seinen größten Beifall und unbeschränktes Vertrauen bei ihm genoß. Aber nun sollte ein gewaltiges Ereigniß uns für viele Jahre, ach, für immer trennen. Herr von Hallberg, weil er ein edler Mann und ein Christ war, konnte die ungerechten Eingriffe vieler Heuchler und Schmeichler am Hofe in das Gut des Fürsten nicht mehr länger verschweigen. Er entdeckte, nachdem er drei- und viermal umsonst gewarnt, offen und frei dem Fürsten, was er wußte, und erbat sich, weil er nun doch nicht mehr länger am Hofe sich erhalten könne, die Entlassung aus fürstlichen Diensten. Da wütheten und tobten seine Feinde, und schwuren bei Tod und Leben, nicht mehr zu essen und zu ruhen, bis Hallberg, ihr Todfeind, aus dem Wege geräumt sei. Es waren auch wirklich drei Meuchler gegen ihn bestellt. Ich hörte die Verabredung im Walde, gerade an dem Tage, da sich der Erdbeerenverkauf in der Stadt jährte, und ich ausgegangen war, zum Andenken meinem edlen Wohlthäter Beeren heimzuholen."

„Mit Zittern und Angst erzählt' ich ihm, was ich, versteckt hinter ein Gesträuche, aus dem Gespräche der Meuchler vernommen. Anfangs erschrack Hallberg; aber dann nahm er lächelnd die Erdbeeren, und sagte: „Du hast durch diese Frucht, oder vielmehr durch das kindliche Gefühl, mit dem du mir eine Freude machen wolltest, deinen zweiten Vater gerettet vom Meucheltode, wie deinen ersten vom nahen Hungerstode. So nimm dieses versiegelte Papier, mein treuer Sohn, und öffne es, wenn ich weit, weit von hier geflohen bin — es ernennt dich zum Erben aller meiner Güter."

„Ich war zu überrascht, als daß ich ein Wort hervorbringen konnte. Ich fiel ihm um den Hals, und dankte ihm mit einen Strom von Thränen.“ —

„Mit tausend Dukaten, und — was der herrlichste Schatz ist — mit dem Bewußtsein der Unschuld und Tugend, ging Herr von Hallberg um Mitternacht verkleidet über den Burgfrieden der Stadt — und suchte, nachdem er mich väterlich gesegnet und mir herzlich Lebewohl gesagt, in schleunigster Flucht Rettung und Leben. Ich entließ ihn mit heißen Thränen, und dem festen Schwure, das ganze Erbe als sein Eigenthum anzusehen, das ich bis zu seiner glücklichen Rückkehr treulich verwalten wolle.“

„Aber Herr von Hallberg, dem wir Alles zu verdanken haben — kam nie wieder, und ließ nicht einmal eine Silbe von sich hören. Dieß, meine lieben Kinder, ist es, was mir schon viele heiße Thränen ausgepreßt. Ich bin durch ihn zu hoher Achtung, zum Wohlstand, und zu einem ansehnlichen Amte gekommen, und habe durch ihn jene Bildung genossen, die ich nun auf euch übertragen kann, um euch dem Sittenverderbnisse der bösen Tage zu entreißen. Und wir, was haben wir unserm theuern Wohlthäter, der euch in mir glücklich gemacht, bisher erwiedern können?“

Bei diesen Worten entrollten den Augen Wingolds ein paar innige Thränen, mit denen er Herrn von Hallberg in diesem Augenblicke so gerne an sich gezogen hätte.

Da ergriff Ferdinand feurig des Vaters Hand, und rief: „O wenn er noch lebte! Wenn wir etwas von ihm erführen! Wie wollten wir ihm danken!“

Und Amalia flüsterte voll herzlicher Freude: „Er müßte zu uns kommen, und bei uns wohnen, und Alles, was wir besitzen, wäre wieder sein!" —

„Wenn er auch noch lebte," entgegnete der Vater wehemüthig, „so müßte er nun schon über achtzig zählen, und — ach, in diesen Jahren ist der Mensch schon der Verborgenheit anheimgefallen, und seiner wird kaum mehr in der nächsten Umgebung gedacht! Wie werden wir ihn wieder finden?" —

„Kommt, kommt doch," rief nun Alfred zurück, der einige Schritte vorausgeeilt war, um sich Erdbeeren zu suchen. „Kommt, seht die wundernetten, rothen Häubchen über dem dunkelgrünen Grund! Wir wollen dem edlen Wohlthäter zu Ehren Erdbeeren pflücken, und sie unten im Thale an der kühlen Quelle im Andenken an ihn verzehren!"

Vater und Geschwisterte nickten lächelnd Beifall zu — und Alfred hüpfte, wie ein junges Reh, singend und pfeifend durch das Gebüsch.

Aber nach wenigen Minuten kam er zurück, und, zitternd an allen Gliedern, erzählte er ohne Athem, was ihm begegnet: „Ich pflückte Erdbeeren dort im Dickicht, und kam unversehends an eine alte Berghütte. Vor der Thüre saß ein Mann mit einem langen, grauen Barte, und vergoß Thränen auf einen Erdbeerstrauß, den er in der Hand hielt. Er fragte mich: Wie heißt du, Knabe? Und da ich sagte: Alfred Wingold ist mein Name! erhob er sich hastig, und wollte plötzlich auf mich zueilen. Nun erschrack ich so sehr, daß ich laut aufschrie, und davon floh. Und ich glaube, er ist mir nachgegangen; denn ich habe lange nachher noch

ein Geräusch im Grase gehört. Ja, ja, seht ihr! da, da kommt er schon!" —

Alfred verbarg sich hinter seinen Geschwisterten, Aber der Edle von Hohengau trat dem Greisen ehrerbietig entgegen, und entschuldigte sich: „Vergeben Sie, ehrwürdiger Mann — mein Sohn Alfred — der noch ein Kind — dem Alles neu auf dem Lande" — —

Hier hielt er inne, und sah dem Greisen starr in's Gesicht — dann rief er laut: „Wie? Unmöglich! Und doch!" —

„Wingold! Mein Sohn!" zitterte der bewegte Greis dem Staunenden entgegen. „Ich täusche mich nicht! Du bist's! Ich sehe dich wieder!" —

„O Gott!" ruft Wingold, und liegt in den Armen des Alten. „Mein Wohlthäter! — Mein Vater! — Mein Vater Hallberg!" —

Wie Ferdinand und Amalia diese Worte hören, eilen sie herbei, und umfassen die Kniee des Greises, und fangen an zu weinen. Alfred, der nicht recht weiß, was und wie? jammert überlaut. Das Herz des alten Hallberg aber zittert, sein Auge feuchtet sich, und nun glänzt eine Freudenthräne auf seinem grauen Barte. „Gott sei Dank," ruft er „endlich, daß ich dich wieder habe, mein geliebter Wingold! Mein Sohn!"

In dem Augenblicke sieht der Vater nach seinen Kindern: „So, meine Lieb'en, so ist's recht! haltet ihn recht fest! küßt seine Füße, seine Hände — das euer Wohlthäter!" —

Auf dieß Wort des Vaters kommt auch Alfred. Der Greis hebt ihn auf, und küßt seine Stirne, und

segnet alle drei: „Gott sei mit euch, ihr holden Engel! Der gute Geist eures Vaters ruhe auf euch!" —

Und nun erzählte der alte Herr, wie er auf seiner Flucht nach vielen Wochen endlich hier in der niedern Berghütte einen Ruhepunkt gefunden. „Die stille Einsamkeit," setzte er hinzu, „in der ich erst mit mir selbst vertraut zu werden gelernt, ist mir zum Paradies geworden, das ich nie mehr verlassen will."

„Wie?" fiel Wingold in die Rede, „Vater, Sie wollten nicht zu uns wiederkehren? im Kreise meiner Familie nicht alles genießen, was Ihr Alter in der Stadt angenehm machen kann?"

„O kommen Sie!" bat Ferdinand. „Mit Dank können wir nicht erwiedern, aber wir wollen wetteifern, Ihnen Vergnügen zu machen!" —

„Ja, das wollen wir!" riefen Amalia und Alfred, wie aus einem Munde. —

„Laßt mich, meine Lieben!" entgegnete Hallberg in frommer Ruhe. „Ich habe deine Kinder gesehen, Wingold, habe dich gesehen — und danke Gott. Die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, will ich hier zubringen in Betrachtung des Göttlichen — und will mich freuen und stärken in der Morgenröthe und in der Abenddämmerung. Aber damit wir uns nicht ferne bleiben, und weil wieder, wie schon zweimal, die Erdbeeren zu einem glücklichen Ereigniß führten — so soll euch dieser Tag jährlich vor meiner Hütte finden zu einem lieblichen Erdbeerfest. Dann wollen wir unserer verlebten Tage gedenken, und Gott danken. Und ich will deine Kinder jedesmal segnen, Wingold, damit sie dir zur Freude erwachsen." —

So geschah es nun auch. Zwei Jahre nacheinander ward auf dem Waldhügel vor Hallbergs Hütte ein Erdbeerfamilienfest gehalten. Der Greis und Wingold goßen kräftigen Rheinwein an die Beeren, und verzehrten sie unter rührenden Gesprächen aus der Vergangenheit; die Mutter der Kinder aber, die nun auch jedes Mal die Reise mitmachte, aß mit diesen die köstliche Frucht in süßer Milch. Dann wie der Abend nahete, schied die Familie wehmüthig mit des Greises Segen. —

Aber da Wingold mit seinen Kindern zum dritten Male kam — fand er die Hütte halb zerfallen und öde — und Erdbeeren bühten und reiften — über dem Grabe des alten Hallberg.

Die Macht des Gebetes.

Eine Erzählung.

„Viel vermag das Gebet des Gerechten, wenn es anhaltend ist.“ Jacob 5, 16.

Die letzte Nacht des alten Jahres war hereingebrochen. In dem niedlichen Städtchen S* waren alle Häuser und Gassen gereinigt, um die erste Stunde des neuen Jahres freundlich aufnehmen zu können.

Aus tausend Fenstern schimmerten brillantene Lüster, daß die Strassen so helle wiederschienen, wie von den Strahlen des Tageslichtes. Equipagen rollten von Haus zu Haus. Musik und Champagnergläser tönten aus allen Sälen. Freudengeschrei und Glückwünsche rauschten von den höchsten Herrschaften herab bis in die ungewöhnlich hell erleuchtete Kammer des Portiers, der sich bei solcher Gelegenheit auch gütlich thun wollte. Kanonen donnerten vom Walle her. Trompeten tönten vom Thurme. Und auf dem nahen Berge flogen Raketen, wie Feuerschnüre.

Am prächtigsten war das Haus des Bürgermeisters der Stadt beleuchtet. Denn er galt allgemein als der Reichste und Wohlhabendste auf zwanzig Meilen. Der alte Herr sparte bei solchen Gelegenheiten keinen Aufwand, er mochte gelten, was er wollte.

Denn er fand dabei unter seinen Gästen dunkle Seelen genug, die seinem falschen Ehrgeize auf alle mögliche Weise zu schmeicheln wußten.

Die mannigfaltigsten Leckerbissen, die den Geschmack reizen konnten, die edelsten Getränke aus Tokay und Malaga, aus Bordeaux und Champagne belagerten die mit ausländischen, für schweres Gold gekauften Blumen geschmückte Tafel. —

Freudig und jubelnd tranken die Gäste aus goldverbrämten Crystallgläsern dem letzten zwölfmaligen Schlage des alten Jahres und der ersten Minute des neuen entgegen. Der Bürgermeister schien sich ganz verloren zu haben in der Freude über den Besitz so vieler hohen Freunde. Er trank und trank — bis der Geist des Weines, wie ein Nebel, um seine Schläfen flatterte, und ihn endlich dreist auf's Sopha niederwarf. —

Nun war das neue Jahr eingegangen. Satt des Schmausens und Glückwünschens fuhren die Herrschaften nach Hause. Die Beleuchtung der Paläste verschwand. Die Säle wurden allmählig leer — die Strassen ruhig. Nur hie und da saßen noch Zecher beisammen, die das neue Jahr so toll und voll beginnen wollten, wie sie schon manches alte geendet. —

Aber siehe! Am Ende der Stadt flimmerte in einer ärmlichen, an die Mauer angebauten Hütte noch ein Lichtlein.

Der Nachtwächter, der vorüberging, warf einen traurigen Blick hinein — und sagte zu sich: „Da helfe der Himmel, wenn die Menschen nicht mehr helfen

wollen. Droben an der Hauptstrasse in des Bürgermeisters Haus wird gezecht und gejubelt. Hartherziger Mann — und hier schmachten die, so dir am nächsten gehen sollen. Das ist nicht recht, gewiß, es ist nicht recht — so wahr die Sterne am Himmel funkeln, es ist nicht recht! — Und das Gericht Gottes? — Armer Bürgermeister, mir schaudert für dich, wenn ich an das Gericht Gottes denke! Ich denke es mir so, wie die heutige Nacht — so schauerlich und doch schön — jetzt wird das Erdbeben beginnen — die Sterne werden vom Himmel fallen — und an einem Neujahrsmorgen wird das Gericht gehalten. Dann hat das Zechen ein Ende! Denkst du wohl auch daran, Bürgermeister? Und wenn dir dann die Armen da d'rinnen in der Hütte, die du hier verschmachten ließest, jenseits begegnen? — Still, still! — Wie schauerlich fährt's mir durch alle Glieder! — Warum denk' ich aber auch an den Bürgermeister? Hat nicht ein Jeder mit sich selbst zu thun? — Herr, sei du mir gnädig im Gerichte!"

So sprach der brave alte Mann mit sich selbst, und rief mit ehrwürdiger, feierlicher Stimme, gerade an der Hütte vorüber, seinen frommen Stundenruf:

„Gelobt sei Jesus Christ,
Der unser Wächter ist. —
Lobet ihn allezeit
Von nun an bis in Ewigkeit!
Gute Nacht! Gute Nacht!" —

Allein das war keine gute Nacht für die Leute im Hüttchen. Das Lichtlein — ach, du mein Gott! — es war ein Sterbelicht! —

Anna, die fromme, treue, sorgfältige Gattin, Anna, das Bild der lieblichsten, zärtlichsten Mutter, Anna, die folgsamste, kindlichste Tochter — saß todtenbleich und weinend am Sterbebette ihres geliebten Gatten.

Innerer Gram und das rastlose Mühen, den lieben Seinigen so viel Brod zu verschaffen, daß sie den Hunger kärglich stillen könnten, hatten den jungen Mann schon vor einem halben Jahre auf das Krankenlager geworfen. Wegen Mangel an ärztlicher Hilfe und kräftiger Nahrung verschlimmerte sich die Krankheit mit jedem Tage — und ging in ein Schleichfieber über. Diese Nacht schien seine letzte zu sein. —

Wem ein menschliches Gefühl im Herzen schlägt, der kann sich den Schmerz der armen Anna lebendig vorstellen. D'rinnen im Bette der sterbende Gatte — weinend an ihren Schooß gelehnt ihr einziges liebes Knäblein von sechs Jahren — neben ihr in den Ueberresten eines alten Lehnstuhles ihr siebenzigjähriger, blinder Vater. — Ach! welch' ein schrecklicher Anfang des neuen Jahres! —

Theobald — so hieß der fromme Sterbende — richtete sich mit seiner letzten Kraft im Bette auf, und sah nach der alten Wanduhr, wie der Zeiger stehe. Und da er mit aller Anstrengung eines matten Auges eben erkennen konnte, daß bald die erste Stunde des neuen Jahres vorüber, bildete sich auf seinen Lippen ein wehmüthiges Lächeln. Dann sprach er mit zittern-

der Stimme: „Ich werde die Sonne des neuen Jahres nicht mehr aufgehen sehen! — Gottes allweiser Vorsicht gefällt es, mich aus diesem Elende abzurufen, meinen Kummer, mein armseliges Leben zu enden! Weinet nicht zu sehr um mich, ihr Lieben! — Denkt, daß es mir dort in der himmlischen Heimath unendlich besser ergehen wird, als ich es mir auf Erde je wünschen konnte! Vergönnet mir jene Seligkeit! Und wenn ich nun bald erlöset bin, will ich den lieben Gott bitten, daß er euch in Kurzem auch dahin abrufe, um uns auf ewig zu vereinigen. Ja, daß er euch recht bald abrufe aus diesem Elende, aus dieser Dürftigkeit! Denn nur der Gedanke, daß ich euch so hilflos und arm zurücklasse, könnte mir das Sterben schwer machen. Doch, wenn ich erwäge, daß wir unsere Pflichten stets treulich erfüllten, daß wir an unserer Armuth, an unserm Jammer nicht selbst die Schuld tragen — so kann ich getrost und mit dem zuversichtlichen Gedanken entschlummern, Gott werde auch fürderhin für euch sorgen.“ —

„Und nun komm, liebes, treues Weib, gute Anna! Komm, Heinrich, mein einziger Sohn! Und ihr, alter Konrad, armer, blinder Vater meiner Anna, kommt, knieet nieder an meinem Bette, und laßt euch noch einmal segnen, bevor ich sterbe. Ich will für euch bitten! Betet auch ihr für mich! Haltet an im Gebete!“ —

Schluchzend führte Anna ihren blinden Vater und ihr Söhnlein zum Bette des Sterbenden. Sie knieten nieder, und — er segnete sie. —

Und ehe die Sonne des neuen Jahres herauf-

gestiegen war, lag er blaß und entseelt, doch mit der ruhigen Miene eines Frommverstorbenen auf seinem Leichenlager. —

So laut und lärmvoll der erste Tag des neuen Jahres auf den Strassen und in den öffentlichen Lusthäusern der Stadt gefeiert wurde — so wehemüthig und traurig vergingen die Stunden in der armen Hütte an der Stadtmauer. Und die tiefe Stille, die darinnen herrschte, schien den Vorübergehenden zu sagen: „Hier harret eine menschliche Hülle des Augenblick's, da man sie der letzten Ruhe unter der Erde anheimgibt!“ —

Der verstorbene Theobald war der einzige Sohn des reichen, angesehenen Bürgermeisters der Stadt, der gestern so viele Gäste in seinem beleuchteten Palaste üppig bewirthete. Er hatte die sittsame und bescheidene, aber arme und ungekannte Anna zur Gattin genommen. Und darum hatte ihn der Vater enterbt und verstossen.

Theobald aber ertrug diese Schmach mit männlicher Geduld und Gelassenheit — und betete dennoch mit Gattin und Kind an jedem Morgen und an jedem Abende — hinauf zum Himmel um Heil und Wohl für seinen Vater. —

Und wenn er es oft gewagt hatte, bei der Abenddämmerung in das Haus des Bürgermeisters zu schleichen, da ihn die Noth am fürchterlichsten drückte — und wenn er auf den Knieen in dessen Zimmer gekrochen war, um für sich und die Seinigen zu flehen — und wenn ihm der Harte den Rücken gewiesen, und

mit abgewandter Miene ihn hinausgestoßen hatte — da betete er dennoch, wenn er nach Hause kam, mit der weinenden Gattin und mit dem hungernden Kinde — hinauf zum Himmel um Heil und Wohl für seinen Vater. —

Der Abend des ersten Tages vom neuen Jahre zog sich allmählig hin über die Stadt — und der Geistliche, der Theobalds Leiche zur Erde segnen sollte, trat mit den vier schwarzen Trägern und mit einigen armen Bekannten des Verstorbenen in die Hütte des größten Jammers. —

Da der kalte Wintermond über das Stadtthor heraufkam, wanderte der Trauerzug hinaus in's Freie den einsamen Gang nach dem Friedhofe.

Heinrich führte den blinden Konrad nach der Bahre her, und hinter diesen jammerte die unglückliche Anna, von zwei alten Trauerweibern geführt. — Die Gebete des Priesters und das Schluchzen der Verlassenen tönten gar schauerlich in das klägliche Geläute des Friedhofglöckleins bei dem letzten Dämmerungsscheine der traurigen Winterlandschaft.

Die Leiche war in die Erde gesenkt, und der Todtengräber hatte das Grab wieder geschlossen. Der Priester war mit seinen Grabgebeten zu Ende, und wanderte mit den Wenigen vom Zuge und mit den Trägern in die Stadt zurück.

Da lag noch in der schaurigen Winterkälte die unglückliche Anna mit ihrem blinden Vater am frischen Grabe ihres verstorbenen Mannes, und wußte nicht, was sie jetzt beginnen sollte. — Aber der kleine Heinrich

kniete über den gefrornen Erdschollen, erhob die von Kälte erstarrten Händlein, und sprach mit kindlicher nachdrucksvoller Stimme:

„Bete nur in frommen Weisen!
Fleh' zum Herrn in deiner Angst!
Gnädig will er sich erweisen,
So du brünstig sein verlangst!"

Gott wollte, daß zu eben der Zeit der Weg den Bürgermeister der Stadt über den Friedhof führte. Er sah den Knaben die Hände falten, und hörte ihn beten. — Ein Strahl der Rührung fuhr mit einem Male durch sein hartes Herz. Er trat hinzu, und fragte: „Wem gehört der betende Knabe?" —

„Er ist," erwiederte zitternd der blinde Konrad, „er ist das Kind von dem Sohne des Bürgermeisters der Stadt!" —

„Wie?" fuhr der Bürgermeister erschüttert zusammen, „Und wo ist der Sohn?" —

„Der ruht da d'rinnen!" sagte der Blinde weinend: „Gott hat seinen Jammer geendet!" — —

„O mein Sohn! mein Sohn!" rief der Bürgermeister, und sank auf Theobalds Grab, „O was hab' ich gethan! Was hab' ich gethan! — Dieß ist dein Knabe! Dieß dein Weib! — Und hier, der blinde Vater deines Weibes! — O Gott! o Gott! Was hab' ich gethan!" —

Im unsäglichsten Schmerze und in der schaurigen Kälte lag der Bürgermeister auf der Graberde seines Sohnes, bis seine Diener, die ihn lange vergebens gesucht hatten, endlich herbeikamen, und ihn nach Hause führten.

„O kommt!“ rief er, und faßte zugleich die weinende Anna, und den blinden Konrad, und den betenden Heinrich an den Armen, „Kommt mit mir! Alles, was ich habe, soll euer sein! Und weil ich ihm, der nun hier unten schlummert, nichts mehr thun kann, so will ich für euch väterlich sorgen. Das kindliche Gebet des Knaben hat mich gerührt — und mein Herz ist weich geworden. Unendlich groß ist die Macht des Gebetes!“ —

Und er führte alle Drei in derselben Stunde noch in sein Haus ein. —

Der Nachtwächter aber, der den Leichenzug begleitet, und die darauffolgende Grabscene von einem Ecke des Friedhofes aus mit angesehen und gehört hatte — hielt dießmal, da die erste Mitternacht des neuen Jahres von den Thürmen der Stadt tönte — vor des Bürgermeisters Haus, und rief folgenden Stundenruf:

„O glücklich ist derjen'ge Mann,
Den das Gebet noch rühren kann:
Betet und seid auf der Hut,
Daß euch der Böse nicht Schaden thut! —
Gelobt sei Jesus Christ,
Der unser Wächter ist!
Lobet ihn allezeit
Von nun an bis in Ewigkeit!
Gute Nacht! Gute Nacht!“

Und Ruhe und Zufriedenheit kamen von nun an in des Bürgermeisters Gewissen, und in sein Haus.

Spiegel-Lischen.

Ein lehrreiches Mährchen.

Es war einmal eine Mutter, die hatte ein eitles Töchterlein. Aber, wer anders hatte das Töchterlein eitel gemacht, als die Mutter? Da das Kind noch in der Wiege lag, mußte es schon ein seidenes Hemdlein haben, und ein Häublein mit Brabanter-Spitzen, wie es eine Prinzessin, so lange sie noch in den Windeln liegt, nicht haben soll. Dann wiegte die schwache Mutter das Töchterlein auf dem Schooße, und sang immerfort: „O wie schön! O wie herzig schön!“ Und endlich trat sie sogar mit dem Kinde vor den Spiegel, und lächelte, wenn dieses sein eigen Bild im hellen Silberglase anstaunte, und zeigte mit dem Finger, und sang wieder: „Ei ja, wie schön! Ei ja, schön Lischen!“

Die Mutter hatte einen Vogel, der aus dem Morgenlande geflogen kam an dem Tage, da Lischen geboren worden. Der Vogel war wunderschön; er hatte einen karminrothen Schnabel, blaue Augen, goldgelbe Kopffedern, hellgrüne Flügel mit weißer Einfassung, und einen längern und schöner gezeichneten Schweif, als der Pfauenfasan, der schönste Vogel Ostindiens. Ueber all' dieß aber war das Talent des Vogels zu

bewundern. Ein jeder Ton seines Gesanges war ein Wort voll Gefühl und Bedeutung, was er gleich im ersten Augenblicke seiner Ankunft an der Wiege des neugebornen Mägdleins in folgendem Liede kund gab:

„Mich schickt ein König vom Morgenland;
Ksiksi! Ksiksi!
Er will ein Mägdlein noch unbekannt:
Riri! Riri!
Es ist ihm geboren ein schöner Sohn;
Kiwitt! Kiwitt!
Dem schönsten Mägdlein zu Lieb' und Lohn.
Schittschitt! Schittschitt!
Und weiß das Mägdlein nicht, daß es schön;
Gsinggsang! Gsinggsang!
Dann führ' ich's im goldenen Abendweh'n,
Tingtang! Tingtang!
Zu ewiger Freude und ewiger Lust,
An des schönsten Königssohnes Brust!
Ksiksi! Ksiksi!
Das Mägdlein ist hie!" —

Wie die Mutter über das schöne Lied des unbekannten Vogels sich freute, kann man sich wohl denken. Sie ließ ihm einen goldenen Käfig machen, und gab ihm das beste Futter, und hätte ihm sogar Wein zu trinken gegeben, wenn er nicht das Wasser vorgezogen hätte. Sie schätzte ihn wie einen fürstlichen Herold, der die angenehmste Freudenbotschaft in's Land gebracht. Das blieb aber nicht, wie es anfangs war. Denn der Vogel, der bisher nur schöne Wiegenlieder gesungen, schrie, als die Mutter zum ersten Mal mit dem Kinde vor den Spiegel trat, unaufhörlich in grellem Spotte: „Spiegel-Lischen, Spiegel-Lischen!" Das

ärgerte die Mutter so sehr, daß sie ihm den ganzen Tag nichts zu essen und nichts zu trinken gab. Darauf wurde der Vogel traurig, und der Glanz seiner Federn bleichte, und seine blauen Augen wurden trübe. Er sang kein Lied mehr, und stellte die Federn und war krank.

Da hatte sie doch Mitleid mit ihm, und dachte an das Lied, das er anfangs gesungen. Sie gab ihm wieder zu essen und zu trinken, und öffnete sogar seinen Käfig. „Denn," sagte sie, „er wird gewohnt sein, frei herumzufliegen." Und der Vogel flog heraus und auf den Spiegel zu, und zerschlug mit seinem Schnabel und mit seinen kräftigen Flügeln das kostbare Glas. Und siehe, in dem Augenblicke wurde er wieder so schön, wie vorher, und sang auf den Trümmern des Spiegels das Lied aus dem Morgenlande:

„Und weiß das Mägdlein nicht, daß es schön;
    Gsinggsang! Gsinggsang!
Dann führ' ich's im goldenen Abendweh'n
    Tingtang! Tingtang!
Zu ewiger Freude und ewiger Lust
An des schönsten Königssohnes Brust!
    Ksiksi! Ksiksi!
    Das Mägdlein ist hie!"

Aber das Mitleid der Mutter verwandelte sich bei der Keckheit des Vogels, mit der er den Spiegel zerbrochen, in einen so großen Zorn, daß sie den Sinn des schönen Liedes gar nicht mehr verstand. Sie schlug den Vogel, und jagte ihn zurück in seinen Käfig, und ließ ihn nicht mehr heraus, und drohte ihm sogar,

ihn zu tödten, wenn er noch einmal „Spiegel-Lischen" schreien werde. —

Der Vogel blieb von nun an stumm, wie das Grab, und wurde immer trauriger, und seine schöne Gestalt veränderte sich wieder, und er sah häßlich aus, als die Mutter einen viel kostbareren Spiegel an der Stelle des zerschlagenen aufhängte. Das Töchterlein wuchs heran, und die Knechte und Mägde im Hause mußten es „Schön Lischen" heißen. Die böse Maid stand täglich zehnmal vor dem Spiegel, und besah sich rechts und links, und von vornen und von hinten, und trieb es so eitel und unsinnig, daß sie in einfältiger Freude sogar den Spiegel küßte, weil er ihr schön Gesicht und ihre reizende Gestalt so treulich zurückstrahlte. Ja, sie machte es so bunt, daß ihre Puppe, die leblose Figur, auch in den Spiegel schauen mußte, und dann fragte sie: „Wer ist schöner, ich oder du?"

Die Mutter hatte die größte Freude an diesem albernen Thun ihres Töchterleins, und gab gewiß jedem Armen, der an ihrer Thüre zu betteln kam, wenn er nur sagte: „Ei ja, schön Lischen! Grüßet schön Lischen!"

Wenn nun die Basen und Muhmen kamen, und Lischen sich drehte vor dem Spiegel — das war ein Festtag für die verblendete Mutter. Und sie schenkte einer Jeden, die schön Lischen lobte, eine doppelte Portion Thee in die Schale ein, und bestrich die Brodschnitte nochmal so dick mit Butter. Dabei wurde der Vogel ganz vernachläßigt, und er verkümmerte mit jedem Tage mehr und mehr, daß er kaum Kraft genug hatte, sich auf der Stange im Käfig aufrecht zu halten.

Immer aber war er stumm geblieben. Nur wenn Lischen allein vor dem Spiegel stand, hatte er manchmal gewagt, sie zu warnen, und seufzte: „O wehe, Spiegel-Lischen, o wehe!“ Das einfältige Mädchen aber that's dem guten Vogel zum Aerger, und spreizte sich erst recht vor dem Spiegel, und machte vor ihrem Bilde einen Knix rechts und links, und schalt zum Käfig hinauf: „Warte nur, du loser Spötter, wenn ich's der Mutter sage, wird sie dich hungern lassen, oder sie wirft dich gar auf die Strasse; du bist ihr so nimmer recht!“

Da weinte der Vogel, und nahm den Kopf unter den Flügel, daß er Lischen nicht mehr sah vor dem blendenden Glase ihrer Eitelkeit und ihres Verderbens.

Lischen hatte ihr zwölftes Lebensjahr erreicht, und war jetzt schon so weit vom guten Wege abgekommen, daß sie nicht mehr, wie andere eitle Mädchen, nur Morgens zur Stunde der Toilette den Spiegel zu ihrem Freunde machte, sondern sie benützte die schönste Zeit des Tages, in der sonst fleißige Töchter im Hauswesen beschäftigt sind, zu ihrem Putze vor dem Spiegel, und schämte sich endlich nicht, sogar in der Nacht, ehe sie zu Bette ging, und dem lieben Gott Rechenschaft für den Tag ablegen sollte, halb angekleidet beim Lichte sich zu beschauen, wo sie doch weder sich noch Andern zu gefallen brauchte.

Diese ärgste Sünde ihrer Eitelkeit konnte der Vogel nimmer ansehen. Er nahm all' seine Kraft zusammen. Und da sie wieder Nachts vor dem Spiegel stand, sang er voll Nachdruck und Wehmuth:

„Spiegel-Lischen, hab' Acht
Der Böse hat Wacht!

Hinter dem Spiegel, schau, schau!
Wie finster und grau!
Kiwitt! Kiwitt! Geh' weg!
Der Spiegel ist sein Versteck.
Schön schaust du hinein —
Er gräßlich heraus;
Er spuckt dir in's Antlitz —
Die Schönheit ist aus.
Denk' an den Königssohn!
Mägdlein, er wartet schon.
Doch ist die Schönheit aus,
Darfst nicht in Königs Haus.
Kiwitt! Kiwitt! Geh' weg!
Der Böse spielt Versteck.
Laß dich nicht fangen! Sei frei!
Schlag den Spiegel entzwei.
Und du sollst Kön'gin sein.
Dann ist der König dein.
Schöner sollst du dich seh'n,
Weil du nicht weißt, wie schön,
Ewig zu Lieb' und Lust
An deines Königs Brust!
Husch, husch, geschwind,
Du armes, liebes Kind. —
Sinnst du noch lange,
Wird mir so bange!
Siehst du den Schwarzen nicht?
Drehe hinweg das Licht.
Jag' ihn geschwind! Husch! Husch!
Fort über Berg und Busch! —
Eins, zwei, drei! —
Schlage den Spiegel entzwei!"

Allein das Gejammer des lieben Vogels war umsonst. Lischen spottete, und hielt im Gegentheile das Licht recht nahe an den Spiegel; denn sie kam sich

heute besonders schön vor. Aber hinter dem Spiegel war wirklich ein abscheulicher Gnome versteckt; er hatte die Gestalt eines Waldteufels, und war in seiner Wildheit zornig über die Schönheit des Mägdleins. Und als sie gerade recht tief versunken war im Anschauen ihrer üppigen Körperform — da streckte der Gnome die Krallen seines rechten Armes hinter dem Spiegel hervor, und griff nach dem Lichte, und schaukelte es so lange, bis es mit dem Schleier des Mägdleins in Berührung kam, daß dieser alsbald in Flammen aufloderte. Lischen, im Schrecken, rannte gegen den Spiegel, zerschmetterte das Glas, und sah jetzt den Gnomen hervorgreifen, vor dessen schrecklicher Gestalt sie ohnmächtig niedersank. Vom Angstschrei des Mägdleins herbeigerufen, kam die Mutter. Aber, ach, zu spät. In schön Lischens Körperfülle war kein Leben mehr. Die Flamme hatte sie erstickt — und der gräßliche Waldteufel betrachtete den Leichnam mit Wohlgefallen, und freute sich über alle Massen des Unheils, das er angestiftet.

Die Mutter aber erhob ein entsetzliches Jammergeheul, zerraufte sich die Haare, schlug sich vor die Stirne, rief hundert mal: „Lischen, schön Lischen!" und holte alle Muhmen herbei, daß sie mit ihr rufen sollten: „Lischen, schön Lischen!" Aber Lischen hörte nicht mehr, gab keine Antwort, und blieb ohne Bewegung. Da griff die Mutter im Zorne nach einer brennenden Pechfackel, und jagte den Gnomen hinaus. Ach, es wäre nicht so Schlimmes geschehen, wenn sie vorsichtiger gewesen, und den bösen Waldteufel gar nicht in's Haus hätte kommen lassen. Da sang der Vogel:

„Eins, zwei, drei —
Es ist vorbei.
Arme Mutter, armes Kind,
Die vom Spiegel geblendet sind! —
Doch zum Troste — Kiwitt!
Höre mich Mutter! — Schitt schitt!
Laß das Glas zerbrochen stehen,
Sollst du das Mägdlein wieder sehen.
Aber, daß sie Königin sei,
Gib mich aus dem Käfig frei.
Kiwitt! Kiwitt! Oeffne schon!
Denn es wartet der Königssohn!
Ksiksi! Ksiksi!
Spiegel ist hin — ich bringe sie!“

Die Mutter öffnete den Käfig und ließ den Vogel heraus, mehr aus Aerger, weil sie auch ihm einen Theil ihres Unglückes zu Schulden legte, als aus Hoffnung und Sehnsucht nach der Erfüllung der geheimnißvollen Worte seines Gesanges, die sie nicht verstanden hatte.

Der Vogel verließ den Käfig, und flog auf den Leichnam des Mägdleins, und pickte das Herz heraus, und verzehrte es im Angesichte der Mutter, die ein jämmerliches Geschrei erhob, weil sie den Vogel nicht verscheuchen konnte, der mit den Flügeln sich tapfer wehrte, bis er fertig war. Und als er fertig war, erhob er sich mit so bunter Schönheit, wie er ehemal an's Fenster gekommen, und flog aus dem Hause, worinnen er die verwelkte Schönheit des Töchterleins und den Kummer der trostlosen Mutter zurückließ. —

Tags darauf, nachdem der Vogel die ganze Nacht hindurch geflogen, ließ er sich, weit, weit von dem Lande, wo Spiegel-Lischen gelebt, früh Morgens auf

einen Anger nieder, um auszurasten. Es war ihm recht leid um schön Lischen, — und er hätte dem Königssohne im Morgenlande gewiß keine lieblichere Braut bringen können, wenn nur nicht der fatale Spiegel gewesen wäre. Doch dabei fiel ihm glücklicher Weise ein, daß ja der Spiegel von Lischen selbst zerschlagen worden sei, und daß sie, wenn sie nur erst wieder zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen, endlich das, was sie aus Schrecken zerstört, aus Reue und Erkenntniß, als die Ursache ihres Verderbens, forthin meiden werde. Er setzte sich zwischen die duftenden Blumen der Wiese, unweit vom kleinen Hügel, an dem ein Hirte seine Schafheerde weidete, und sang:

„Entschlüpfe dem Kerker, du schöne Maid!
Ksiksi! Ksiksi!
Dem Königssohne zu Lust und Freud'!
Riri! Riri!
Und weißt du nicht, Mägdlein, daß du schön!
Gsinggsang! Gsinggsang!
Dann führ' ich im goldenen Abendweh'n,
Tingtang! Tingtang!
Zu ewiger Freude und ewiger Lust
Dich an des schönsten Königssohn's Brust!
Ksiksi! Ksiksi!
Das Mägdlein ist hie!"

Darauf flog der Vogel hoch in die Luft, und ließ ein wunderschönes, schneeweißes Ei zurück, das er unter die duftenden Hyacinthen und Narcissen der Wiese gelegt hatte. Der Hirte am Hügel sah es schimmern im Morgenstrahl der Sonne, wie lauter Silber. „Was ist das?" sagte er, und eilte hinan, wo der Vogel gesessen — und sah das Ei. Fast war

er unwillig, daß es nichts anders war. Denn der sonderbare Vogel, meinte er, hätte doch was Kostbareres legen können, das mit seinem noch sonderbareren Gesang übereingestimmt hätte. „Doch," sagte er, indem er nach dem Ei griff und es in die Seitentasche seines Wamses steckte, „doch soll mir mein Weib einen guten Kuchen daraus backen am Freudentage der Schafschur."

Lischen aber, das in dem Ei verborgen war, und die Worte des Hirten vernommen hatte, schwebte in Todesangst, und pochte an die Schale, daß sie zerspringen sollte. Der Hirte staunte nicht wenig, da er fühlte, daß das Ei in der Tasche sich bewegte. Sein Staunen aber ging in ein Gelächter über, als er eine helle, zarte Stimme bitten hörte: „Laß mich heraus! Laß mich heraus! Ehe dein Weib einen Kuchen aus mir backen soll, will ich dir dienen als die geringste Magd! — — Ei, ja, sei ein guter Mann! Laß mich heraus!" —

Er war wirklich ein guter Mann, und sagte: „So du mir dienen willst, will ich dich herauslassen. Und wenn du brav bist, und fleißig meinem Weibe an die Hand gehst, sollst du sogar gehalten werden wie meine eigene Tochter."

Bei diesen Worten schlug er das Ei an einen Stein, so behutsam als möglich, daß dem Mägdlein kein Leid geschehe. Und siehe, schön Lischen sprang aus der Schale, und dankte dem Hirten, und ging mit ihm, um seine Magd zu sein.

Lischen arbeitete recht fleißig, und der Hirte und sein Weib waren mit ihr recht zufrieden. Freilich kam es die arme Magd manchmal recht schwer an, beim

schlimmen Wetter die Schafe auf dem Felde hüten zu müssen, und weit, weit von der Heimath entfernt, gar nichts von der Mutter hören zu können. „Doch," dachte sie dabei, „ich bin nur selbst schuld an meinem Unglücke, und es ist gerade recht, daß ich so sehr erniedrigt worden, weil ich so hoch gethan."

Dieser Gedanke war allerdings gut, und hätte der Magd das bittere Elend recht geduldig tragen helfen. Allein, da die jungen Leute vom nächsten Dorfe kamen und die schöne Wundermaid beim Hirten zu sehen begehrten, erwachte die Eitelkeit auf's Neue in Lischens Herz. Und das hoffärtige Mägdlein war auf einmal unzufrieden mit ihrem Stande, und wollte dem Hirten nicht mehr dienen. Sie eilte hinaus an das Ufer des Baches, und jammerte und klagte: „Ist das nicht ungerecht, daß ich so elend hier leben muß, während Mütterlein zu Hause klagt und umsonst „schön Lischen" ruft? Was hab' ich davon, wenn die Buben mir in's Gesicht sehen? Weiß ich denn, ob ich noch so schön, wie vormals? Nicht einmal ein kleiner Spiegel ist in der ärmlichen Stube des Hirten zu finden. Aber, halt! Jetzt soll mir's gelingen, mein Gesicht zu sehen. Der Bach ist ruhig, und hell wie ein Spiegel. Der blaue Himmel schaut mich so lieblich an aus dem Wasser. Wie muß mein Gesicht so schön stehen auf diesem blauen Grunde. Schau ich hinein, schaut schön Lischen heraus. O das muß prächtig sein! Hätt' ich erst nur ein schöneres Kleid, so ein rothes, seidenes, wie ich zu Hause hatte! Dann wollt' ich mich recht beschauen, und mich drehen rechts und links in Lust und Freude, und immer rufen: „Schön Lischen! Schön Lischen!"

Indem sie so sprach, neigte sie sich, so weit sie konnte, über den Wasserspiegel, und beäugelte sich mit recht albernem Wohlgefallen. In dem Augenblicke aber vernahm sie über sich in den Zweigen einer Erle die wohlbekannte Stimme des morgenländischen Vogels, der wehmüthig seufzte: „O wehe! Spiegel-Lischen! O wehe!" — Und was jetzt aus dem Wasser sah, war nicht mehr ihr schön Gesicht. Nein, es waren die grünlichschwarzen Züge einer häßlichen Wassernixe, die ohne Unterlaß heraufspottete: „Spiegel-Lischen! Spiegel-Lischen!" und endlich die langen, schilfartigen Arme ausstreckte, und die schreiende Dirne ohne Gnade und Barmherzigkeit beim Saum ihres Röckleins packte, um sie in den tiefen Grund des Wassers hinabzuziehen. Lischen zitterte und wehrte sich, wie eine Verzweifelnde; sie schrie hinauf zum Vogel: „Rette mich! Rette mich!" Aber umsonst — es war zu spät. Der Abgrund hatte Lischen sammt ihrem Bilde verschlungen. Und man hörte nichts mehr als einzelne Spotttöne der bösen Nixe aus dem Wasser heraus: „Spiegle dich! Spiegle dich! He, he, he! Hab' ich dich? Hab' ich dich? Komm' ein Bischen, Spiegel-Lischen! — Küße mich! Spiegle dich!" —

Der Vogel saß einsam auf dem höchsten Aste der Erle, und sah wehmüthig hinab in den ruhigen, klaren Bach, und klagte seufzend über den Verlust der schönen Maid. Ihr Flehen um Rettung war ihm gar sehr zu Herzen gegangen, und er schwur bei der Schönheit des Königssohnes vom Morgenlande, noch einmal, wenn es möglich werde, der Armen sich anzunehmen, ob sie vielleicht nicht end-

lich einmal zu rechter Erkenntniß käme. Er saß, und sang:

„Bächlein schön,
Höre mein Fleh'n,
Laß mich das Mägdlein
Noch einmal seh'n.
Leg' es heraus!
Ist auch die Schönheit aus,
Ist es erblaßt und todt
Wird es doch rosenroth;
Wenn es nicht weiß, wie schön
Sein Gesicht anzuseh'n
Kiwitt! Kiwitt! Eile schon!
Denn es wartet der Königssohn!
Ksiksi! Ksiksi!
Wasser ist trüb — ich hole sie!"

Und siehe, der Leichnam des Mägdleins wurde von den Wellen, die der Abendwind kräuselte, in feierlicher Stille an's Ufer getragen. Da flog der Vogel herab vom Erlenbaum, und setzte sich auf den Leichnam, und pickte das Herz heraus, und nahm es in seinen Schnabel, und flog damit weit, weit über Berge und Thäler, bis er das Ufer des Meeres erreichte. Dort ließ er sich nieder, und legte das Herz des Mägdleins neben sich und benetzte es mit den Thränen seiner blauen Augen. Und siehe, das Herz verwandelte sich in ein Fischlein, und die Thränen des Vogels wurden lauter glänzende buntfarbige Schuppen. Das Fischlein schnellte in die Höhe und erreichte das Wasser, und schwamm davon in die Tiefe des Meeres. Der Vogel aber setzte sich auf eine Klippe am Ufer, und seufzte und sang:

„Nun ist der größte Spiegel dein,
Du schöne, eitle Maid!
Kannst dich des schönsten Spiegels freu'n
Im Meere weit und breit!
Doch Fischlein zart,
Dir wird's noch hart
Im größten Spiegel ergeh'n,
Wirst Angst und Noth aussteh'n.
Die Ungeheuer im tiefen Grund
Droh'n dir mit ihrem schwarzen Schlund —
Das ist die Strafe für dein Vergeh'n.
Doch endlich bess're dich, Fischlein mein,
So will ich dich wieder vom Meer' befrei'n.
Kiwitt! Riri!
Fischlein, ich verlasse dich nie."

Nach einiger Zeit, während der das Fischlein da und dort im Meere umhergeschwommen war, und unter großen Aengsten in den rothen Korallenzweigen des Abgrundes vor den Blicken und Rachen der wilden Raubthiere sich verborgen gehalten, und wohl manchem Schiffe, das lustig über ihm dahinglitt, wehmüthig nachgeseufzt hatte — da war dem Wundervogel recht leid um schön Lischen, weil er dem Königssohne im Morgenlande gewiß keine lieblichere Braut hätte bringen können, wenn nur nicht die fatalen Spiegel, der Glasspiegel und der Wasserspiegel, gewesen wären. Er setzte sich auf den größten Mast eines prachtvollen Schiffes, das über der ruhigen Fläche majestätisch daherschwamm. Und als die Schiffsmannschaft am Mastbaum hinaufschaute, und den schönen Vogel bewunderte, fing dieser zu singen an:

„Ein Spiegelfischlein vom tiefen Meer,
Ksiksi! Ksiksi!
Kommt an das Schiff geschwommen her.
Riri! Riri!
Das Fischlein ist die schönste Maid,
Gsinggsang! Gsinggsang!
Einem Königssohne zu Lust und Freud'!
Tingtang! Tingtang!
Wer das Spiegelfischlein dem Königssohn'
Heimbringt, der holt sich großen Lohn!
Ksiksi! Ksiksi!
Das Mägdlein ist hie!"

Die Matrosen hatten nicht so viel Zeit, den räthselhaften Gesang des Wundervogels zu deuten — so war auch schon das Fischlein in der Nähe, und schnellte aus dem Wasser, ob es nicht das Verdeck des Schiffes erreichen könnte. Der schöne Vogel aber warf ein goldenes Netz herab, und flog davon; und in dem goldenen Netz wurde das Spiegelfischlein gefangen. Es blickte den Herrn des Schiffes recht wehmüthig freundlich an, als ob es ihm sagen wollte: „Nenne mich bei meinem Namen, daß ich meine wahre Gestalt bekomme." Der Herr verstand wohl, was das Fischlein sagen wollte. Er nannte bald diesen, bald jenen Namen — aber nie war es der rechte; und nachdem er ein ganzes Register hergezählt, hatte er's doch nie getroffen. Da weinte das Fischlein, daß es nun ein Fischlein bleiben sollte, ob es gleichwohl aus den Gefahren des Meeres gerettet war.

Als aber das Schiff an's Ufer einer unbekannten Gegend gestoßen war, und die Matrosen an's Land stiegen, war der Vogel aus Morgenland auch schon da, und sang aus den Zweigen einer Therebinthenstaude:

„Lieschen, lieb Lischen, eile schon!
Es wartet deiner der Königssohn!“

Im Augenblicke verwandelte sich das Fischlein in die schönste Maid, die holdselig lächelnd an's Ufer sprang. Wer nur ein wenig Gefühl hatte, staunte das Mägdlein an, und lobte seine wunderbare Schönheit. Aber Lischen drückte die Augen zu und hielt die Händchen vor die Ohren, daß es ja das Lob der Männer nicht hörte und nimmermehr versucht würde, im klaren, ruhigen Meeresspiegel ihr Bild zu schauen. Munter und froh eilte das Mägdlein den ganzen Tag hindurch über Fluren und Hügel, bis es endlich, als die Sonne niedersank, am Fuße eines Gebirges von rothglänzendem Marmor stand. Auf der Höhe des Gebirges schimmerte ein prachtvoller Palast, und Lischen lächelte und sagte: „Das ist wohl der Palast des schönen Königssohnes. Ei, ei, der soll nun mein werden; und da oben soll ich wohnen in einer goldenen Kammer. Aber, wie werd' ich dem Königssohn gefallen, wenn ich so zerstört vor ihm erscheine? Mein einfach Gewand — o wehe! Und die Haare fliegend, und das Gesicht bräunlich, und die Stirne voll Falten, und Lippen und Wangen so bleich. Nein, nein, das geht nicht an. Ich will mich ordnen, daß er eine Freude habe, und daß ich mir selbst gefallen möge. Schau, schau! Hier eine geschliffene Marmorplatte; die Abendstrahlen der Sonne, wie freundlich sie wiederstrahlen auf diesem Steine. Da kann ich mich sehen von oben bis unten — und es ist doch kein Glasspiegel, daß ich Gefahr von einem Waldteufel — und kein Wasserspiegel, daß ich Hinterlist von einer Nixe befürchten

müßte. Frisch daran! Frisch daran! Ei, das wird eine Freude sein, wenn dann der Königssohn aus dem Palaste mir entgegen kommt, und ich ihm sagen kann: „Ich bin schön Lischen, schön Lischen!"

So ist's mit der Eitelkeit! Die alberne Maid vergaß in dem Augenblicke, da sie sich in der Marmorplatte beschaute, all' das Unglück, das sie bisher ausgestanden, und dachte gar nicht daran, daß sie sich in noch größeres stürzen werde. Sie drehte sich rechts und links, und bückte sich, und streckte sich, und gefiel sich so wohl, daß sie gar nicht fertig werden konnte vor Schauen und nichts als Schauen. —

Aber von der Seite her kamen auf einmal Töne, die sie zur Besinnung zurückbrachten. Der Wundervogel war's, der aus den Aesten eines nahestehenden Ahorns seufzte: „O wehe, Spiegel-Lischen, o wehe!" Jedoch es war auch dießmal zu spät. Ein Kobold, der wildeste Zwerg aus der Schaar der Berggeister, der, auf einem Felsenvorsprung sitzend, das Mägdlein lüstern belauscht hatte, rollte muthwilliger Weise ein Marmorstück in die Tiefe nieder, indem er spottete: „Spiegel-Lischen! Spiegel-Lischen!" Und Lischen sank, von der schweren Last an der Stirne tödtlich verwundet, ohnmächtig zur Erde nieder und war von dem Steine ganz bedeckt. Der Kobold eilte in die Tiefe des Berges zurück, aus dem das Echo seiner Spottreden nachklang: „Spiegle dich! Spiegle dich! He, he, he! Hab' ich dich? Hab' ich dich? Komm' ein Bischen, Spiegel-Lischen! — Küße mich! Spiegle dich!"

Der Wundervogel aber, der das Unglück mitangesehen, konnte sich kaum auf dem Aste des Ahorns

festhalten vor Kummer und Herzeleid, und er seufzte die ganze Nacht hindurch: „Ach und Wehe.“ Am Morgen aber flog er hinan, und setzte sich auf den Marmorspiegel, mit dem Vorsatze, dem armen Lischen noch einmal beistehen zu wollen, und sang gar rührend und wehmüthig:

„Marmorstein!
Höre mein Fleh'n;
Laß mich das Mägdlein
Noch einmal seh'n.
Gib es heraus!
Ist auch die Schönheit aus,
Ist es erblaßt und todt,
Wird es doch rosenroth,
Wenn es nicht weiß, wie schön
Sein Gesicht anzuseh'n.
Kiwitt! Kiwitt! Rolle schon!
Denn es wartet der Königssohn!
Ksiksi! Ksiksi!
Marmor ist weich — ich nehme sie!“

Das Felsstück, das über dem armen, todten Lischen lag, wurde durch die Bitte des Vogels so erweicht, daß es endlich wie Wachs zerfloß, und den blassen Leichnam frei gab. Da setzte sich der Vogel wieder auf den Leichnam, und pickte das Herz heraus, und nahm es in seinen Schnabel, und flog damit weit, weit in das Marmorgebirg hinein, bis er endlich, hoch in einer Felsritze, das Nest einer Wildtaube entdeckte. In dieses Nest legte er das Herz des Mägdleins, und benetzte es mit den Thränen seiner blauen Augen. Und siehe, das Herz verwandelte sich in ein Waldtäubchen, und die Thränen des Vogels wurden lauter buntschil-

lernde Federn an der Brust der jungen Taube. Diese versuchte alsobald zu fliegen, und flog umher im Gebirge, und seufzte und girrte sonder Rast und Ruhe. Der Wundervogel aber verbarg sich in einer Felskluft, und sang voll Wehmuth:

„Nun ist der größte Spiegel dein,
Du schöne eitle Maid!
Kannst dich des Marmorspiegels freu'n
Im Gebirge weit und breit!
Doch, Täublein zart,
Dir wird's noch hart
Im Marmorspiegel ergeh'n,
Wirst Angst und Noth aussteh'n.
Der Jäger unten im dunkeln Forst,
Der Adler droht dir oben vom Horst —
Das ist die Strafe für dein Vergeh'n.
Doch endlich bess're dich, Täublein mein,
So will ich dich wieder vom Marmor befrei'n.
Kiwitt! Kiri!
Täublein, ich verlasse dich nie!“ —

Nach geraumer Zeit, während der das Wildtäublein im Marmorgebirge, bald vom Adler verfolgt, bald vom Jäger belauert, viel Angst und Schrecken ausgestanden, und im glatten Gestein, wenn die Morgensonne es gerade beleuchtete, wider Willen sich hatte schauen müssen — da war dem Wundervogel auf's Neue recht leid um schön Lischen, weil er dem Königssohne im Morgenlande gewiß keine lieblichere Braut hätte bringen können, wenn nur nicht die fatalen Spiegel, der Glasspiegel, der Wasserspiegel und der Marmorspiegel gewesen wären. Aber, ach, Lischen hatte ja jetzt gebüßt genug — und wenn tausend Spiegel vor

ihr ständen, sie würde nun gewiß in keinen mehr hineinschauen. D'rum flog der Vogel hervor aus der Felskluft, in der er sich verborgen gehalten, und schaute rechts und links, ob er Niemand entdecken konnte, der sich des armen Täubleins annehmen würde. Siehe, da kam ein Köhlerjunge lustig in's Gebirg gegangen, pfeifend und jodelnd, wie's ein munteres Gemüth, schuldlos und rein, von sich geben kann. Der Junge aber hörte sogleich auf zu jodeln, da er den Wundervogel gerade vor sich auf einem Felsstück sitzen sah, und ihn folgendes Räthsel singen hörte:

„Ein Täublein sitzt in der Felsenkluft;
Ksiksi! Ksiksi!
Verlassen und einsam, und seufzt und ruft:
Krukru! Riri!
Das Täublein ist die schönste Maid,
Gsinggsang! Gsinggsang!
Einem Königssohne zu Lust und Freud!
Tingtang! Tingtang!
Wer das Wildtäublein dem Königssohn'
Heimbringt, der holt sich großen Lohn!
Ksiksi! Ksiksi!
Das Mägdlein ist hie!“ —

Obgleich der Köhlerknabe das Lied des seltsamen Vogels kaum zur Hälfte verstand, so reizte ihn doch die Neugierde zu dem Entschluß, ihm unermüdet nachzugehen, wohin er immer fliegen würde. Das hatte der Vogel gewollt. Er flog und flog, und der Knabe folgte so eilig nach, und kletterte und sprang, daß nach wenigen Stunden die Felsritze, in der das Täublein seufzte, erreicht war. Nun, wer möchte die Freude be-

schreiben, da er wirklich ein Nest fand, und das Wildtäublein darinnen. Er nahm es, drückte es, zart und vorsichtig zwischen den Händen haltend, an seine Brust, küßte das rothe Schnäbelein, und streichelte die bunten, schillernden Halsfedern. Dann aber eilte er, was er konnte, über Stock und Stein, hernieder in's Thal, und erfüllte die Luft mit dem Freudenrufe: „Ei ja! Ei ja! Ich habe ein schönes Täublein! Krukru! Krukru! Das will ich pflegen, viel freundlicher, viel sorgfältiger, als meinen Kater, der den ganzen Tag brummt, und dem nichts recht ist. Krukru! Krukru! Aber nein — Schwesterlein soll's haben; Schwesterlein ist viel zärtlicher. O, wie wird Schwesterlein sich freuen, wenn es das Krukru hört! Schwesterlein, gutes Lischen — —"

In dem Augenblicke entschlüpfte das Wildtäublein den Händen des Köhlerknaben, der ganz verblüfft dastand, und meinte, es werde in aller Höhe davonfliegen. Aber aus dem Wildtäublein war jetzt das lieblichste Mägdlein geworden, vor dem der Bube aus purem Respekt das Käpplein vom Kopfe nahm, und, indem er es äußerst verlegen in den Händen drehte, endlich stammeln konnte: „Nichts für ungut, allerschönstes, gnädiges Wildtäublein, wollt' ich sagen, Fräulein! Hätt' ich gewußt, daß das Fräulein ein Wildtäublein, wollt' ich sagen, daß das Wildtäublein ein Fräulein — doch, damit ihr seht, wie ernst es mir ist, mein unartig Zeug wieder artig zu machen, so mögt ihr mir nur befehlen, womit ich euch dienen kann, allerschönstes Wild — wollt' ich sagen Fräulein!"

Lischen, das in dem Nest auf dem Felsen so viel

geseufzt, und den Fehler der Eitelkeit so lang beweint hatte, lächelte wieder zum ersten Male bei dem drolligen Benehmen des Köhlerknaben. Der Wundervogel aber ließ sich auch wieder hören, und sang, daß dem Jungen, wie von einem reizenden Zauber, die Ohren summten:

„Wer das Wildtäublein dem Königssohn'
Heimbringt, der holt sich großen Lohn!
Ksiksi, Ksiksi!
Köhlerknabe, führe sie!"

„Nun, nun," sagte der Junge munter lachend, „ich habe dem räthselhaften Meistersänger schon einmal gehorcht, so will ich ihm wieder gehorchen. Ich weiß zwar nicht, was er da mit dem Königssohne meint, und kenne auch keinen Weg und keinen Steg zu irgend einem vornehmen Palaste. Allein, was thut's? Er hat mir das Wildtäublein entdeckt — er wird auch den Königssohn finden. So kommt, Schöntäublein, Wildfräulein, wollt' ich sagen, Schönfräulein, Wildtäublein, ich will euch begleiten, so tapfer und vorsichtig, als ob der beste Rittersmann euch zur Seite ginge. Kommt nur, kommt! Ihr mögt den Schutz, den ich euch gewähre, als den Dienst annehmen, durch den ich dem Schönfräulein eben so artig scheinen soll, als ich dem Wildtäublein unartig vorkommen mußte." —

Aufgemuntert durch das Lied des Wundervogels, folgte Lischen dem lustigen Köhlerknaben durch Fluren und Wälder, über Berge und Thäler, und war endlich recht froh, als sie am dritten Tage am Saume des anmuthigsten Thales ein Schloß gewahrte, das ja wohl dem schönen Königssohne gehören mußte.

Sie standen jetzt vor einer Waffenschmiede, in der es tüchtig d'rauf losgehammert wurde. Der Köhlerknabe wollte vorbeigehen. „Denn," sagte er, „was wird's da drinnen anders zu sehen geben, als ein paar grobe, rusige Schmiedknechte." Allein — wie denn das weibliche Geschlecht immer neugierig ist — Lischen blieb unter der Thüre stehen, und schaute, und staunte nicht wenig, als sie vor sich, an die Wand gelehnt, einen blanken Schild stehen sah, der wie lauter Silber schimmerte. Sie konnte nicht umhin, einen Knecht zu fragen: „Ei, für wen ist dieß prachtvolle Meisterstück geschmiedet worden?" Und der Knecht antwortete: „Für den schönen Königssohn im vornehmen Schlosse drüben!" —

„Komm', Wildtäublein, komm!" bat der Köhlerknabe recht freundlich, und wollte Lischen von der Thüre ziehen; denn es war ihm, als habe er den Wundervogel seufzen hören: „Ksiksi! Ksiksi! Köhlerknabe führe sie!" —

Aber Lischen wand sich aus den Armen des Knaben, und schmollte ihm, und sagte: „Laß mich! Magst warten, bis ich fertig bin. Dem Königssohne werden so schöne, blanke Waffen geschmiedet. Wie schön muß er erst selbst sein. Und ich sollte ihm so unordentlich entgegen treten? Nein! nein, ich will mich putzen, bis ich mir selbst gefalle, daß ich auch dem schönen Königssohne gefallen möge. Schau, schau! Der blanke Schild! Wie das schimmert in der Abendsonne! Da kann ich mich sehen von oben bis unten — und es ist doch kein Glasspiegel, daß ich Gefahr von einem Waldteufel, und kein Wasserspiegel, daß ich Hinterlist

von einer Nixe, und kein Marmorspiegel, daß ich Schlauheit von einem Kobold befürchten müßte. Frisch daran! Frisch daran! Ei, das wird eine Freude sein, wenn dann der Königssohn aus dem Palaste mir entgegenkommt, und ich ihm sagen kann: „Ich bin schön Lischen, schön Lischen!"

O du eitles, böses Lischen! Die alberne Maid vergaß in dem Augenblicke, da sie sich in der Metallplatte beschaute, all' das Unglück, daß sie bisher ausgestanden, und dachte gar nicht daran, daß sie nun noch in das größte sich stürzen werde. Sie drehte sich rechts und links, und bückte sich, und streckte sich, und gefiel sich so wohl, daß sie gar nicht fertig werden konnte vor Schauen, und nichts als Schauen.

Vor der Werkstätte aber saß der Wundervogel auf einer Hollunderstaude, von der er durch das offene Fenster gerade Lischen vor dem blanken Schilde sehen konnte, und seufzte mit einer Wehmuth, die ihn fast zu verzehren schien: „O wehe, Spiegel-Lischen, o wehe!"

Allein, was half's? Lischen hatte durch ihre Eitelkeit schon die furchtbarste Strafe für sich herbeigeführt. Als sie noch in den blanken Metallspiegel schaute, gewahrte sie in dem Augenblicke, als der Vogel draußen seufzte, auf dem glänzenden Schild eine gräßliche Veränderung, die mit ihrem Bilde vorging. Ein fürchterliches Todtengerippe mit leeren Augenhöhlen und herabhängendem Unterkiefer wuchs aus dem Spiegel hervor. In den Knochen der einen Hand hielt es eine Sanduhr, in denen der andern eine Sense. Und indem die furchtbare Gestalt mit der Sense gegen das

erblaßende Mägdlein ausholte, spottete sie: „Spiegel-Lischen! Spiegel-Lischen!“ Abgemähet, wie eine Blume, sank Lischen zur Erde nieder, und die Erde öffnete sich zu einem Grabe; und das Todtengerippe umarmte die sterbende Maid, und versank mit ihr in dem Grabe, das sich alsobald wieder schloß, und nichts als die Spottreden herausgab: „Spiegle dich! Spiegle dich! He, he, he! Hab' ich dich? Hab' ich dich? Komm' ein Bischen, Spiegel-Lischen! — Küsse mich! Spiegle dich!“ — Der Köhlerknabe, als er dieß grauenvolle Spektakel sah, erhob ein gellend Geschrei, und floh davon. Und selbst die Schmiedknechte verließen den Blasebalg und den Ambos, und kündeten dem Meister den Dienst auf, weil sie um keinen Preis mehr in der Werkstätte schaffen wollten, wo ihre schönste Arbeit so gräßlich verzaubert werde.

Nur der Wundervogel seufzte und weinte, und zitterte vor Jammer und Herzeleid, daß er von der Hollunderstaude fast niedersank. Es war ja das schrecklichste Unglück geschehen, das ihm von dem armen Lischen nichts zurückgelassen. Sonst, wenn er des Mägdleins Herz hatte, konnte er es wieder retten — dießmal aber war's umsonst. Das Todtengerippe hatte das ganze Lischen mit sich unter die Erde genommen. Drei Tage und drei Nächte sang der Vogel auf dem Hollunderstrauch die rührendsten Weisen, daß der Tod unter der Erde sich erbarme, und ihm des Mägdleins Herz herausgäbe. Allein wie wird der Tod sich erbarmen, der selbst kein Herz hat? Aber siehe, am Morgen des vierten Tages gab die Liebe zu dem armen Lischen dem Wundervogel ein Lied ein, das

seinen guten Erfolg haben mußte. Er setzte sich auf das Grab, und seufzte und sang:

„Tod aus Erz!
Gib mir das Herz!
Laß' dich erweichen, Mann!
Sieh' mich mitleidig an! —
Gibst mir das Herz,
Gerippe aus Erz,
Geb' ich das meine dir,
Schrecklicher, einst dafür.
Meines ist schöner fast,
Als was du jetzo hast!
Erde, du kalte Gruft,
Höre, wie Vogel ruft,
Höre, wie Vogel weint,
Wenn ihm nicht 's Herz erscheint!
Kiwitt! Kiwitt! Oeffne dich schon!
Denn es wartet der Königssohn!
Gerippe aus Erz,
Gib mir das Herz!" —

Und siehe, der metallene Schild, den die Schreckensgestalt, als sie mit Lischen in die Erde versunken, über sich her geworfen hatte, spaltete sich, und ließ des Mägdleins Herz heraustreten aus der Mitte des Grabes. Und der Vogel eilte herein durch's Fenster und nahm das Herz in seinen Schnabel, und flog damit weit, weit über Berg und Thal, bis er endlich in einem Lande war, wo Metalle aus der Erde gegraben wurden. Da ließ er sich nieder, nahe an dem Orte, wo die Bergknappen mit den Silber- und Goldklumpen aus der Grube fuhren, und legte das Herz unter einen Eichbaum, wo gerade eine kranke Gazelle ihr Leben endete, und benetzte es mit den Thränen

seiner blauen Augen. In dem Augenblicke verblich die kranke Gazelle, und das Herz verwandelte sich in eine junge Gazelle. Und die Thränen des Vogels gaben der jungen Gazelle zwei Augen, die wie Krystalle funkelten. Das schlanke Thier versuchte alsobald, auf die Beine zu kommen, und sprang umher, und seufzte und blöckte sonder Rast und Ruhe. Der Wundervogel aber verbarg sich in den dunkeln Aesten des Eichbaums, und sang voll Wehmuth:

„Nun ist der größte Spiegel dein,
Den du, eitle Maid, begehrt!
Kannst dich am metallenen Spiegel freu'n,
Wenn der Knapp' aus der Grube fährt.
Doch Gazelle zart,
Dir wird's noch hart
Am metallenen Spiegel ergeh'n,
Wirst Angst und Noth aussteh'n.
Der Knappe droht dir vom dunkeln Schacht,
Der Jäger aus des Waldes Nacht —
Das ist die Strafe für dein Vergeh'n.
Doch beff're dich, Gazelle mein,
So will ich dich endlich vom Erze befrei'n.
Kiwitt! Riri!
Gazelle, ich verlasse dich nie!"

Mit dem verwandelten Lischen sah es jetzt recht schlimm aus. Täglich mußte die junge Gazelle, sie mochte wollen oder nicht — es zwang sie eine Zaubergewalt — an die Grube laufen, wenn die Bergknappen mit den kostbaren, schimmernden Metallklumpen ausfuhren, und mußte sich rechts und links beschauen in dem blanken Erze, ob auch die Knappen sie verspotteten und verspieen, und sogar mit Steinen auf sie warfen. Die hellfunkelnden Augen der schlanken

Gazelle wurden endlich ganz trübe von den vielen Thränen, die sie weinen mußte. Und dazu kam noch der Schmerz, daß sie täglich dreimal vom Eichbaum vernahm: „Spiegel-Lischen! Spiegel-Lischen!“ —

Endlich bekamen's die Bergknappen genug, und der tägliche Besuch der Gazelle an der Grube, und ihr Drehen und Strecken und Schauen an den goldenen und silbernen Platten wurde ihnen überlästig. Sie zeigten's einem Jäger an, daß er hier einen guten Fang thun könne; und der Jäger kam und schoß auf die Gazelle einen scharfen Pfeil ab, der ihr vorderes rechtes Bein verletzte, daß sie nicht mehr entrinnen konnte. Der Jäger freute sich der schlanken Beute, und nahm sie auf seinen Rücken, und trug sie davon.

Nun aber erwachte das Mitleid und die Liebe des Wundervogels auf dem Eichbaume im höchsten Grade. Sollte er denn das arme Lischen, das sich nun gewiß bessern werde, verschmachten lassen, da er doch dem Königssohne im Morgenlande gewiß keine lieblichere Braut hätte bringen können, wenn nur nicht die fatalen Spiegel, der Glasspiegel, der Wasserspiegel, der Marmorspiegel und der Metallspiegel gewesen wären? Er flog dem Jäger nach, und sang über seinem Haupte:

„Die Gazelle, die du gefangen hast,
Ksiksi! Ksiksi!
Ist eine süße, süße Last!
Riri! Riri!
Die Gazelle ist die schönste Maid;
Gsinggsang! Gsinggsang!
Einem Königssohne zu Lust und Freud'!
Tingtang! Tingtang!

Wer die Gazelle dem Königssohn
Heimbringt, der holt sich großen Lohn!
Ksiksi! Ksiksi!
Das Mägdlein ist hie!"

Der Jäger staunte nicht wenig über den Gesang des Vogels, und trug die Gazelle heim, und that alles Mögliche, ihren wunden Fuß zu heilen. Aber ach, die Wunde wollte nicht heilen, und die Gazelle wurde mit jedem Tage schwächer und leidender. „O wehe, o wehe!" seufzte der Jäger, und sagte recht mitleidig: „Wenn ich dich doch nur entzaubern könnte, du arme Maid, und könnte dich hinbringen zum schönen Königssohne im Morgenlande. Ich wollte ja gewiß keinen Lohn, und wäre gerne zufrieden, wenn ich das Unrecht, das ich dir mit dem Pfeile angethan, wieder gut machen könnte." — Aber die leidende Gazelle schüttelte wehmüthig lächelnd das Köpfchen, als wollte sie sagen: „Laß mich! Laß mich! Ich will sterben bei dir! Ich verdiene nicht den Königssohn!"

In dem Augenblicke flog der Wundervogel in die Stube herein, und setzte sich auf ein Hirschgeweih, das an der Wand hing, und sang mit einer Stimme, so zart und süß, daß Jäger und Gazelle in einen Schlummer voll lieblicher Träume eingewiegt wurden:

„Die Stunde ist da! O spute dich schon!
Lischen, es wartet der Königssohn!"

Dann flatterte der Vogel, so herrlich schimmernd und freundlich, wie noch nie, hernieder, und pickte das Herz aus dem Leibe der schlummernden Gazelle, und nahm es in seinen Schnabel, und flog davon über Berge und Thäler. Der Jäger aber, als er erwachte,

fand statt der Gazelle eine goldene Rose vom Königssohne aus Morgenland. —

Es war ein gar lieblicher, düftevoller Sommermorgen, als der Wundervogel wieder an dem Fenster saß, vor dem er einst gesungen, da Lischen geboren worden. Als die Mutter, die immer noch vor der Leiche ihres lieben Töchterleins wehklagte, und den zerschmetterten Spiegel tausendmal verwünschte, den unerwarteten beflügelten Gast erkannte, kam er ihr noch viel schöner vor, als ehedem, und sie meinte, vor Schmerz und Jammer vergehen zu müssen, da er das bekannte Lied sang:

„Mich schickt ein König vom Morgenland';
Ksiksi! Ksiksi!
Er will ein Mägdlein, noch unbekannt:
Riri! Riri!
Es ist ihm geboren ein schöner Sohn;
Kiwitt! Kiwitt!
Dem schönsten Mägdlein zu Lieb' und Lohn.
Schittschitt! Schittschitt!
Und weiß das Mägdlein nicht, daß es schön;
Gsinggsang! Gsinggsang!
Dann führ' ich's im goldenen Abendweh'n,
Tingtang! Tingtang!
Zu ewiger Freude und ewiger Lust,
An des schönsten Königssohnes Brust!
Ksiksi! Ksiksi!
Find' ich das Mägdlein hie?"

Die Frage des Wundervogels: „Find' ich das Mägdlein hie?" hatte den Schmerz der Mutter auf's Höchste gesteigert. „Ja," rief sie aus, und rang die Hände, „du würdest das Mägdlein hier finden, hätte nicht seine allzu große Eitelkeit und meine falsche Liebe

es zu Grunde gerichtet. Ach, daß ich mit meinen Thränen noch einmal es zum Leben erwecken könnte — wie wollt' ich es ganz anders auferziehen zur Freude des schönen Königssohnes vom Morgenlande!"

Kaum hatte der Vogel diese Rede vernommen — da flog er hernieder auf den Leichnam, und legte das zarte, reine Herz der jungen Gazelle, das er aus fernem Lande mit sich gebracht, an die Stelle, aus der er vordem das eitle Herz des albernen Spiegel-Lischens gepickt hatte.

Zugleich schmetterte er mit noch nie geäußerter Kraft aus voller Kehle:

„Spiegel zu Tausenden
Laßt euch voll Schimmer seh'n.
Prüfung zum letzten Mal
Sendet aus eurem Strahl!
Ist's überstanden schon,
Zeigt sich der Königssohn.
Kiwitt! Kiwitt!
Lischen, nun wanke nicht!"

In dem Augenblicke verwandelte sich das stille Leichenkämmerlein des Mägdleins, dessen Gazellenherz allmählig zu schlagen begann, in einen prachtvollen Saal. Die Wände waren von geschliffenem Marmor, der Fußboden von blank schimmerndem Metall. In der Mitte des Saales, aus einer großen goldenen Muschel sprang eine Quelle, in deren reinem Strahl die Sterne des Himmels sich hätten schauen können; und zu allen Seiten erhoben sich die kostbarsten Spiegel in die Höhe, so daß das Auge, wo es immer hinsah, es nicht verhüten konnte, sich selbst zu sehen. Umgeben von all' dieser Pracht, erhob sich das Mägd-

lein, das wiederlebende Lischen; hätte aber, voll Angst und Schrecken, das Auge sogleich wieder geschlossen, wenn nicht sein erster Blick die hochentzückte Mutter getroffen hätte, die das liebe, liebe Kind in ihre Arme nahm, und an ihre Brust drückte.

„Hinweg! hinweg!" seufzte Lischen voll Scham und Reue, und verbarg das Angesicht im Schooße der Mutter. „O, hinweg! Hier ist nichts als Gefahr! Mütterlein, lieb Mütterlein! Keinen Spiegel mehr! An den Himmel will ich schauen, wenn ich bete! Und wenn mich die Leute loben ob meiner Schönheit, will ich zur Erde blicken, und daran denken, daß mein Angesicht aus Erde gemacht ist. In das Herz der Mutter will ich schauen, und dankbar fühlen, daß Mutterherz schlägt für Lischen; und in mein Gewissen will ich schauen, ob kein Vorwurf irgend einer schlimmen That heraussieht. Himmel, Erde, Mutterherz und Gewissen — das sollen meine Spiegel sein. Mütterlein, Mütterlein, keinen andern Spiegel mehr. Muß mich nun auch der schöne Königssohn verachten meiner Eitelkeit wegen — so thut er gerade recht. Ich aber will von nun an einsam leben und verborgen, ein bescheidenes Veilchen im duftenden Gärtchen deiner Liebe. Mütterlein, Mütterlein, Keinen Spiegel mehr!" —

Siehe, da war mit einem Male der Palast mit all' seiner lockenden Pracht verschwunden, und an seiner Stelle ein Garten voll Rosen, Reseden, Lilien und Myrthen getreten. Lischen mit der Mutter saß in einer schattigen Geisblattlaube, und horchte mit klopfendem Herzen der Melodie des Wundervogels, der neben ihr in den Zweigen saß, und sang:

„Mägdlein höre den süßen Ton:
Mägdlein, es nahet der Königssohn!
Kiwitt! Riri!
Königssohn verläßt dich nie!"

Ei, Wunder über Wunder! Der Vogel hüpfte herzu an Lischens Seite, und verwandelte sich in den schönsten Jüngling, den man je gesehen; die goldgelben Kopffedern wurden blonde Locken, die unter einer Königskrone bis zum Nacken niederfloßen; der Schnabel verschwand und an seiner Stelle glänzten Lippen und Wangen vom schönsten Karmin, statt der Flügel traten kräftige Hände aus den Aermeln eines hellgrünen seidenen Wamses; und der lange Pfauenschweif wurde eine königliche Schleppe von persischer Ueppigkeit. —

Lischen sah bescheiden zur Erde. Dann bot sie dem Königssohne stillweinend die Hand, die er auf immer verlangte. —

In dem Augenblicke aber trat das Todtengerippe in die Gartenlaube, und grins'te den Königssohn an, und klapperte mit den Zähnen: „Meinst du, sauberer Vogel, ich kenne dich nicht mehr, weil du nun ein schöner Königssohn geworden? Ei, ei, mein Gedächtniß ist nicht so kurz, daß ich schon sollte vergessen haben, was du mir dort in der Waffenwerkstätte versprochen. Ich gab dir des Mägdleins Herz — und verlange nun das deine dafür!"

Aber der Königssohn lächelte und entgegnete: „Es thut mir leid, daß ich mein Versprechen nicht halten kann! Mein Herz ist in das andere übergegangen, seitdem die Eitelkeit daraus verbannt worden. Daß

du aber beide Herzen jetzt schon haben sollst, ist ganz gegen unsern Vertrag. Nach fünfzig Jahren magst du wieder kommen.“ —

Das Gerippe war recht mürrisch, und zürnte auf Lischen, und warf ihm einen bösen Blick zu, und murmelte: „Spiegel-Lischen! Spiegel-Lischen!“ —

Die junge Königin erschrack, daß sie erblaßte. Aber der Königssohn tröstete sie, und sagte: „Dieß ruft der Tod nur, daß du seiner gedenkest, und dessen, was Alles mit dir geschehen, auf daß du nicht mehr eitel werdest.“ —

König und Königin lebten von nun an so glücklich, als man nur immer leben kann. Nach fünfzig Jahren aber gaben sie ihre Herzen recht gerne dem Todtengerippe. —

So endet das Mährchen vom Spiegel-Lischen, von dem man sagt, daß es viel Wahrheit enthalte. Und eben darum darf man euch allen, ihr vielen, vielen Lischen und Nettchen und Minchen, und wie ihr sonst noch heißt, mit gutem Gewissen die wohlgemeinte Lehre geben: „Merkt euch für immerhin die Geschichte vom Spiegel-Lischen.“ —

Das Hahnenweiblein.

Ein Mährchen.

In einem Marktflecken des schönen Schwabenlandes war vor vielen Jahren ein altes Weiblein zu sehen, von dem man nicht wußte, wo es eigentlich zu Hause sei; denn es wohnte nicht unter den Leuten, sondern kam nur, wenn Wochenmarkt gehalten wurde, und kaufte einen Hahn, und trug ihn davon bis zum nächsten Wäldchen, wo es verschwand, ohne eine Spur von sich zurückzulassen. Das Weiblein war eine sonderbare Gestalt, klein, rund und buckelig, mit einem bräunlichen Zigeunergesicht voll Narben und Runzeln, mit kurzen Armen und krummen Füßen; und wenn es so daher wackelte, meinte man jeden Augenblick, es müsse zur Erde niederfallen, um nicht wieder aufstehen zu können. Allein, es fiel nicht; denn eine große, buntfarbige Hahnfeder über seinem grünen Hütlein von Binsenkielen, das es bis tief in die Stirne und fest über die kleinen, schwarzblitzenden Augen gedrückt hatte, schien auf wunderbare Weise die Kraft zu haben, das Gleichgewicht in dem Augenblicke, da die Alte es verloren hatte, wieder herzustellen. Denn stolperte das Weiblein links, so kehrte sich die Feder auf dem Binsenhütlein rechts; und war es schon daran, daß das Weiblein rechts fallen sollte, so war die Feder flugs auf der linken Seite, und drehte sich und bog sich, wie ein lustiger Gaukler auf dem Seile. Und das Weiblein kam nie zum Fallen.

Die Einwohner des Marktfleckens waren an das wöchentliche Erscheinen dieser Alten so sehr gewöhnt, daß man sie ruhig ihres Weges gehen ließ, höchstens, daß ein Bauer durch das Fenster sah, ob das Hahnweib das Binsenhütlein aufhabe, oder einen breiten Deckel von grobem Filz. War das Letztere der Fall, so galt es für eine ausgemachte Sache, daß es den andern Tag regnen werde, und der Bauer unterließ es wohlweislich, seine Wiese oder seinen Garten abzumähen.

Die Kinder aber, wie denn die Kinder leider auf der Gasse oft sehr ungezogen sich betragen — liefen dem alten Weiblein nach, zupften es am schwarzen Rocke, verlachten es, und schrieen:

„Die Hahnenlise,
Von der Waldwiese!
Hi, hi, hi!
Die alte Schachtel, die!
Hat keinen Mann,
Kauft einen Hahn!
Kikrikiki! O, jemini!" —

Meistens ging das Weiblein weiter, ohne sich an das Gespött der Gassenjungen zu kehren. Nur wenn es ihr gar zu bunt wurde, und wenn sich die böse Jugend sogar erfrechte, mit Ruthen und Stöcken von hintenher sie zu beunruhigen, wandte sie sich plötzlich um, und machte ein finster Gesicht, und hob den Zeigefinger drohend in die Höhe, und schalt:

„Sperrt diese Buben
In Narrenstuben
Hinein, hinein!
Dort mögen sie schrei'n:

O Hahnenlise
Von der Waldwiese,
Wir wollen gerne ruhig sein!"

Mancher aus der Schaar der Knaben erschrack bei dieser Drohung, und entfernte sich, von dem finstern Blick der Hahnenlise eingeschüchtert. Die Aergsten aber und Ungezogensten ließen nicht nach, und verfolgten sie vom Marktplatze, wo sie einen Hahn gekauft, an allen Häusern vorbei, über die Wiese bis zum nahen Wäldchen, da sie hinter der ersten und größten Hagebuche verschwand. Einer aber, der Sohn des reichsten Bauern, war auch jetzt noch nicht zufrieden, sondern, nachdem schon alle seine bösen Kameraden sich entfernt hatten, blieb er stehen, und schrie in den Wald hinein:

„Hahnenlise, komm heraus,
Wenn du kannst, aus deinem Haus!
Kaufe mir ab meinen großen Hahn,
Daß ich recht lange schlafen kann!
Hi, hi, hi!
Kikrikiki!"

Und siehe, die Hahnenlise kam heraus, und fragte den frechen Buben, ob es sein Ernst sei. „Ja wohl," sagte er, „ist es mein Ernst. Ich werde froh sein, wenn ich seiner los bin. Schon in der Frühe, ehe es vom Kirchthurme vier Uhr schlägt, fangt er zu krähen an, und schreit so aus vollem Halse, daß ich erwachen muß, wenn ich das beste Morgenschläflein noch machen möchte. Ich will ihn dir gewiß wohlfeil geben. Ja, du sollst ihn umsonst haben, wenn du mir versprechen kannst, daß ich künftighin nicht eher aufwache, als bis meine Mutter den Dienstboten zum Mittagessen schreit."

Die Hahnenlise machte ein traurig Gesicht, und fragte noch einmal: „Ist das dein Ernst, du dummer Junge?“ — „Muß ich es oft noch sagen, du gescheidte Lise?“ spottete der alberne Knabe, und sang und pfiff: „Hi, hi, hi! Kikrikiki!“ —

„Topp! Es sei!“ rief das Hahnenweib, und streckte ihren Arm, der auf einmal so lang und dünn, wie die längste Feder im Schweife eines Pfauenhahns wurde, dem Bauernknaben entgegen, der darüber auf einmal so erschrack, daß er vor lauter Zittern kaum die Hand zum Einschlagen hinbieten konnte. „Bube! Bube!“ setzte die Hahnenlise hinzu, „Du hast einen dummen Streich gemacht, der dich noch reuen wird, und ich wollte, du hättest deinen großen Hahn behalten, oder doch was Besseres in den Tauschhandel gemacht. Allein, was geschehen ist, ist geschehen; die Hahnenlise läßt nicht spaßen mit sich; am allerwenigsten kann sie von Solchen einen Spaß ertragen, die sie auf öffentlicher Strasse verspotten, wie du es schon oft gethan hast. Nun gehe nur heim, und sag' es deinen bösen Schulkameraden: Ich werde noch Manchen so daran kriegen, wie eben dich, sobald sie sich noch einmal unterstehen, ein armes, altes, mißgestaltetes Weib, wie ich bin, auf dem Markte zu verspotten. Nun gehe nur, gehe! Deinen großen Hahn will ich mir schon holen lassen durch einen schlauen Fuchs, der in meinen Diensten steht. Dafür sollst du die schönste Zeit, die goldenen Morgenstunden verschlafen können, bis deine Mutter den Dienstboten zum Mittagessen schreit.“

So sprach die Hahnenlise, und verbarg sich hinter die Hagebuche. Und der Knabe, der nun keuchend

und heulend davon lief, mußte es sich gefallen lassen, daß sie ihm mit gellender Stimme noch lange aus dem Baume heraus nachrief: „Schlafhans! Schlafhans!“

Am andern Morgen wollte der Hans gar nicht erwachen. „Was ist das?“ sagte seine Mutter, die reiche Bäuerin. „Er wird doch nicht krank im Bette liegen?“ — „Laß ihn nur immer schlafen!“ entgegnete der reiche Bauer, sein Vater. „Es muß ihm wirklich nicht recht just sein! Hast du gestern Abends nicht bemerkt, wie er zitterte vor Frost; und wie schläfrig und müde er war, daß er nicht einmal mehr essen und trinken wollte? Wahrhaftig, er muß krank sein, sonst wär' er gewiß aufgestanden; denn der große Haushahn läßt ihm um vier Uhr keine Ruhe mehr. Laß ihn nur schlafen, bis seine Kameraden in die Schule gehen. Da bleibt er gewiß nicht zurück; denn er ist ja der beste Schüler, sagt der Schulmeister.“

In dem Augenblicke kam der Knecht des Bauern in die Stube, und jammerte, und rief: „Der große Hahn ist fort aus dem Stalle.“ — „Freilich, freilich!“ fiel ihm der Nachbar, der beim Fenster hereinguckte, in die Rede. „Habt Ihr den Dieb nicht gesehen? Vor einer Stunde trug ein Fuchs den schönen, großen Hahn im Rachen davon. Ich sah es, und wollte schlauer sein, als er, und lief ihm den Weg ab durch euren Garten, an der offenen Thüre ihm die Beute abzujagen; allein der Dieb war unverschämt genug, gleich vornen durch den Hofraum davonzuschleichen, und es ärgerte mich nicht wenig, daß ich ihm, so fein geprellt, nachschauen mußte. Er soll nur wieder kommen, der Galgenstrick!“

„Wenn's so ist," sagte der reiche Bauer, „mag es mich nicht mehr wundern, daß der Hans noch schlaft. Der Hahn war ein besserer Wecker, als der an unserer Schwarzwälderuhr. Gehe, Weib, und wecke den faulen Hans." —

Aber der faule Hans wollte nicht aufstehen. Er warf sich im Bette hin und her, und gähnte und streckte die Arme bis über den Kopf, und konnte nicht aus dem Schlafe kommen, und antwortete endlich der Mutter, die ihn schalt und aus dem Bette zerren wollte, mit der trägen Rede: „Laß mich! Laß mich! Wenn du den Dienstboten zum Mittagessen schreist, komm wieder!"

So ging's alle Tage. Der Hans wollte vor Mittag nie aufstehen. Er versäumte Morgengebet, Kirche und Schule. Wenn der Knecht in das Feld fuhr, frühmorgens, da die Lerchen schon hoch in den Lüften sangen, schnarchte der Hans so fest, daß er gar nicht zu erwecken war; und nicht einmal der Kaffee, sein liebstes Frühstück, das die Bäurin, um ihn aufzumuntern, vor sein Bett brachte, konnte von nun an seine belebende Kraft ausüben.

Was war da zu machen? Der Bauer hatte großen Aerger über seinen Sohn. Die Zeit von Morgens vier Uhr bis sechs Uhr, in der sonst die Pferde und Kühe von dem Hans gefüttert wurden, wenn der Knecht nicht da war, würde er ihm wohl noch zum Schlafen geschenkt haben. Allein, daß der faule Bube sogar Kirche und Schule versäumte, das kränkte den zornigen Vater dermassen, daß er mit Stock und Prügel an das Bett des sauberen Söhnleins kam, und unter derben Flüchen und Schlägen ihn endlich zwang, die Federn zu verlassen, in die Hosen zu fahren, und ohne

Frühstück und gute Meinung, wie es doch sonst geschah im christlichen Hause, an die Arbeit zu gehen. Dieß Getöse, womit der Bauer seinen Sohn weckte, wenn Kirchen= und Schulzeit war, glich nicht selten dem Gebelle eines großen Hundes. Die Kinder, die vorüber gingen, standen stille, und horchten und sagten zu einander: „Der Bauer bellt, wie ein Hund — und der faule Hans will's doch nicht hören." — Der Bauer erhielt darum den Spitznamen: Schulhund. Und der Hans wurde von nun an der Schlafhans genannt, welchen Namen er schon von der Hahnenlise bekommen hatte. Wenn darum ein schläfriges Kind in irgend einem Hause sich befand, so wurde es gewiß munter und wach, wenn Vater oder Mutter drohend fragten: „Soll dich der Schulhund wecken?" — Dieser Spitzname ist jetzt vom Bauern auf's Metall übergegangen. Denn das Glöcklein, das so manchen schläfrigen Hans unter den Schülern und Studenten zur Kirche und Schule läutet, heißt, wie männiglich bekannt ist, der Schulhund. —

Allein der Bauer mochte noch so tapfer bellen — der Hans wurde um kein Haar leichter und munterer. Und ob ihn auch der Vater aus dem Bette herausriß, was half es? Er blieb schläfrig und träge, und es ging ihm so zu sagen nichts aus der Hand. Man sann auf allerlei Mittel, wie der Schlafhans, der doch früher ganz anders war, wieder zu einem muntern, fleißigen und flinken Burschen gemacht werden könne. „Endlich," rief die Bäuerin, „ich hab' es heraus! Der Hahn, der große Haushahn! Seit der fort ist, hat sich der Bube so verändert! Ein Haushahn muß

wieder her, der frühmorgens um vier Uhr kräht, daß es noch der sechste Nachbar hören kann!" Dem Bauern gefiel der Plan, um so mehr, weil er Hoffnung hatte, daß er, wenn der Hahn seine Stelle vertrete, den Spitznamen Schulhund, der ihm schon manchmal durch einen schadenfrohen Mitmenschen zu Ohren gebracht wurde, wieder verlieren werde. Richtig; die Bäuerin kaufte den schönsten Hahn, der auf dem Markte zu finden war. Aber, was half's wieder? Der Hahn krähte nicht. Die Bäuerin kaufte den zweiten, und den dritten — und keiner wollte einen Ton von sich geben. „Ei, ei, wie soll ich das begreifen?" sagte sie zu sich selbst; und in derselben Stunde noch erzählte sie es der Frau Nachbarin. Die Frau Nachbarin aber wußte Bescheid, und entgegnete: „Ihr seid eine so kluge Bäuerin, und wißt nicht, wie das zugeht? So oft ihr auf den Markt geht, ist die Hahnenlise schon vor euch da, und untersucht und greift einen jeden feilen Hahn, und murmelt was zwischen den Zähnen, und rupft einem jeden eine Feder aus, und ein solcher Hahn wird gewiß nicht mehr krähen. Die dicke Rumpelbergerin, die gar so pfiffig sein will — ihr kennt sie doch? Die hat auch erst einen Hahn gekauft, einen schönen Vogel, so drollig, wie ein Papagei. Was hat sie nun? Die Hahnenlise hat's ihm angethan. Ich hab' es gesehen. Nun ist er stumm, wie ein Fisch, und kann keine Henne locken, und keinen Knecht und keinen Buben wecken."

Da wurde die Bäuerin zornig über die Hahnenlise, die Hexenkünste machte, und über die Nachbarin, die so schadenfroh zu erzählen wußte, und ging in ein weit entlegenes Dorf, einen Hahn zu kaufen, der noch

nicht in die Hände der Zauberin von der Waldwiese gekommen sei. Kaum fütterte sie den Hahn drei Tage lang, während welcher Zeit er wirklich als vortrefflicher Krähmeister seine Schuldigkeit gethan, und den Schlafhans Punkt vier Uhr geweckt hatte — da holte der schlaue Fuchs in der vierten Nacht den neuen Schulhund. Jetzt war der Jammer nur noch ärger. Denn der Bauer, dem der Hahnenkauf zu dick in den Beutel griff, trat von freien Stücken in sein altes Amt zurück, und verstand es auch vortrefflich auszuüben, nur mit dem Unterschiede, daß er von nun an meistens das Bellen in Schläge verwandelte.

Aber, ach, an dem Schlafhans half Alles nichts. Wenn er, den Rücken voll Schläge, aus dem Hause ging, um zu rechter Zeit noch in die Kirche zu kommen, so sah man ihn doch nicht in der Kirche; denn es war ihm lieber, draußen auf dem Gottesacker, wo er an einem Grabsteine sich niedersetzte, von den Tönen der Orgel in einen festen Schlaf sich einlullen zu lassen. Und weckte ihn der Meßner oder der Todtengräber mit ein paar derben Backenstreichen, und ermahnte ihn, in die Schule zu gehen, so kam er wohl in die Schule, aber auch nur, um den Kopf zwischen die Arme auf die Bank hinzulegen, und stundenlang zu schlafen, statt zu rechnen, zu lesen oder zu schreiben. Anfangs gebrauchte der Schulmeister Milde und Ernst, gute Worte und derbe Schläge, um den Schlafhans zu bessern. Da er aber sah, daß nichts fruchte, ließ er ihn ungeschoren, und warnte die Andern mit den Worten: „Seht ihr? Wie erbärmlich! Nehmt euch ein Beispiel an dem Schlafhansen!“ — So kam es

denn, daß der Bauernbube, der sonst der erste und beste Schüler war, nun der letzte und schlechteste unter allen wurde, und das ganze Jahr hindurch in dem Eselsbänklein saß, dessen allerletzten Platz er sich nicht durch Mangel an natürlichen Anlagen, sondern nur allein durch gränzenlose Faulheit angeeignet hatte.

Das Gegentheil von dem Schlafhans aber war das sogenannte fleißige Peterlein, der zehnjährige Sohn einer armen Wittwe, die vor dem Marktflecken draußen eine elende Hütte besaß, und sich und ihr Knäblein spärlich mit der Arbeit ihrer Hände ernährte. Der Peter war gar ein guter Bursche, so still und eingezogen und sittsam. Man sah ihn gewiß nie unter den Buben, die das Hahnweiblein verspotteten; ja, gerade umgekehrt, wenn er zufällig dazwischen kam, so verwies er ihnen ihr unartig Treiben mit ernster Miene, und drohte, wenn sie nicht sogleich nachließen und auseinandergingen, dem Schulmeister es zu sagen, der es dem Pfarrer berichten müsse, auf daß sie eine öffentliche Strafe in der Kirche auszustehen bekämen. Die Hahnenlise sah auf den guten Knaben mit Wohlgefallen, merkte sich seine Züge gar wohl, und gab ihm oft, wenn sie ihm begegnete, eine schöne Blume vom Walde, oder eine Schürze voll Trüffeln, die der kleine Peter in der Stadt verkaufte. Ja, einmal lächelte sie ihn gar freundlich an, und sagte: „Es wird schon eine Zeit kommen, wo ich dir vergelten kann, Junge!"

Die Zeit blieb wahrlich nicht lange aus. Es rückte der Tag der Schulprüfung immer näher und näher. Das fleißige Peterlein lernte d'rauf los, daß seine Mutter oft sagen mußte: „Hör' auf, Peter; du wirst

mir noch krank!" — Aber der Peter sagte: „Mütterlein, das thut mir nichts! Und morgen, morgen mußt du mich um vier Uhr wecken. In der Frühe ist Alles so stille; da geht Einem das Lernen recht von Statten. Mütterlein, wecke mich ja nur gewiß! Bis jetzt hab' ich in der Schule den ersten Platz behauptet, weil der Hans des reichen Bauern, der sonst vor mir war, ein fauler Schlafhans geworden ist. Wenn ich aber nun auch faul würde, so müßte ich den ersten Platz verlieren, und mich schämen mein Lebenlang. Nein, nein, der arme Peter wird gewiß nicht faul werden."

Die Mutter versprach, ihn zu wecken. Allein, weil sie den ganzen Tag hindurch viel zu arbeiten hatte, und sich überaus müde erst spät in der Nacht zu Bette legte, ist sie wohl selbst verschlafen. Und der Knabe erwachte erst um sechs Uhr, von einem Traume geweckt, in dem es ihm vorkam, der reiche Bauer, der große Schulhund, habe ihn, wie den faulen Schlafhans angebellt. Das schmerzte ihn in der Seele, und er fing recht bitterlich zu weinen an, so daß die Mutter, die nun auch erwachte, gar nicht im Stande war, ihn zu trösten. Erst, als sie sagte: „Still, Büblein, still, ich kaufe dir, wenn ich von der reichen Bäuerin meinen Wäscherlohn bekomme, einen schönen großen Haushahn, der dich alle Morgen um vier Uhr wecken soll!" — da hörte das fleißige Peterlein auf zu weinen, und freute sich schon auf den schönen großen Haushahn.

Aber die reiche Bäuerin zahlte der armen Wittwe den Wäscherlohn nicht, wie denn die reichsten Leute oft am allerlangsamsten zahlen — und somit verstrich ein Tag um den andern, und der kleine Peter seufzte

und weinte, weil er meinte, er habe noch nicht genug gelernt zur Schulprüfung, die vor der Thüre stand, und die Stunden von vier Uhr morgens bis sechs Uhr wären gerade zum Lernen die besten gewesen.

Endlich am Wochenmarktstage trat das fleißige Peterlein zur Mutter und bat: „Mütterlein, gib mir mein Pathengeschenk, den schönen, blanken Gulden!“ „Zu was, mein Söhnlein?“ fragte die Mutter. — „Ei,“ antwortete der Knabe, „meinst du, zu was anderm wohl, als daß ich mir einen großen, wachbaren Haushahn kaufe? Die reiche Bäuerin hat dich nun lang genug geneckt, und nie gezahlt. Gib mir nur das schöne Guldenstück; ich will auf den Markt gehen und einen Haushahn kaufen, daß ich der Erste werde in der Schulprüfung. Und wenn ich der Erste bin, gibt mir der Pathe wohl einen andern Gulden; das weiß ich gewiß.“

Die Wittwe, gerührt durch den Eifer des Söhnleins, konnte nicht widersprechen, und gab ihm den Gulden. Und das fleißige Peterlein eilte, was er konnte, auf den Markt, damit er nur frühe genug dort sei, ehe die Hahnenlise komme. Denn er hatte ja auch schon gehört, daß die Zauberin, oder Zigeunerin oder Hexe, was sie sein möge, alle Hähne probire, und jedem ein Feder ausrupfe, und ein so gerupfter Hahn nicht mehr krähe sein Leben lang.

Also stand der Peter schon ganz frühe auf dem Marktplatze, und freute sich, daß das Hahnweiblein noch nicht da war. Allein seine Freude verwandelte sich bald in großes Herzeleid, weil kein Hahn auf den Markt gebracht wurde, so lange er wartete. Und

wenn er bis auf diese Stunde gewartet hätte, so wäre wohl noch immer kein Hahn zugetragen worden. Denn die Weiber aus allen Gegenden hatten zusammen geschworen, daß sie, so lange die Hahnenlise sich sehen lasse, keinen Hahn mehr zu Markt bringen wollten.

Es war bereits Mittag geworden, und die Leute hatten sich größtentheils schon verlaufen. Nur das fleißige Peterlein saß noch immer auf dem Ecksteine eines Hauses, und wartete und seufzte, während er, um die liebe Zeit nicht zu versäumen, ein Buch vor sich hatte, um einige schöne Sittensprüche auswendig zu lernen.

Nun aber wollte er sich auch davon machen, indem er sich eine Thräne vom Auge wischte, das Zeichen des Schmerzens über sein fruchtloses Harren. Da stand auf einmal die Hahnenlise vor ihm und sagte: „Mußt nicht weinen, fleißiges Peterlein, mußt nicht weinen!"

Der Knabe aber erschrack, und wollte davon eilen; und es kostete das Hahnenweiblein nicht geringe Mühe, ihn durch Schmeicheln zum Stehen zu bringen. Endlich nahm sich der Peter ein Herz, entgegnete ihren Schmeicheleien, und schalt sie: „Du auch schon wieder da, du Hahnenrupferin! Kein Wunder, daß ich keinen Hahn auf dem Markte sah; und ich hätte doch gern einen gekauft, der mich morgens vier Uhr geweckt hätte!"

„Weiß schon! Weiß schon! Büblein! fleißiges Peterlein!" entgegnete die Hahnenlise. „Sollst aber auch einen kriegen, wenn du Vertrauen zu mir hast. Darfst dich nicht fürchten vor mir, du Herzensjunge! Meinst du, ich wisse es nicht, wie munter und fleißig du bist, wenn der Schlafhans des reichen Bauern und noch viele andere Schlafhänse im Marktflecken noch schnarchen

und fortschnarchen, bis die liebe Sonne ihnen in's Gesicht scheint? Du warst immer ein braves Büblein, und hast meiner nie gespottet; bist folgsam zu Hause, andächtig in der Kirche und fleißig in der Schule. Hast du schon vergessen, was ich zu dir sagte? „Es wird schon eine Zeit kommen, wo ich dir vergelten kann, Junge!“ Die Zeit ist gekommen. Aber fürchte dich nicht. Heute Abends vor Sonnenuntergang wandle hinaus an's Wäldchen zu der großen Hagebuche. Dort sage das Sprüchlein her! Merke wohl!“

„Hahnenlise
Von der Waldwiese!
Höre mich und sage an:
Hast du keinen großen Hahn,
Der allzeit um vier Uhr früh
Dich geweckt und schrie:
Kikrikiki?!“ —

Kaum hatte das Hahnenweiblein so gesprochen, war sie auch schon um das Eck des Hauses hinüber und verschwunden. Der Peter wußte nicht, wie ihm geschehen war. Er eilte, was er konnte, nach Hause, und erzählte den ganzen Hergang der stillhorchenden Mutter, und fragte sie, was er zu thun hätte. Die Wittwe bedachte sich ein Weilchen; dann entgegnete sie dem Söhnlein: „Die Hahnenlise hat noch keinem Menschen was zu Leide gethan. Kannst ja hingehen, Peterlein!“

Der Eifer des Knaben und der Zuspruch der Mutter überwand seine Furcht; und ehe die Sonne unterging, stand er vor der Hagebuche, und sagte das Sprüchlein:

„Hahnenlise
Von der Waldwiese!
Höre mich und sage an:
Hast du keinen großen Hahn,
Der allzeit — —

Hier wußte er das Sprüchlein nicht weiter zu sagen; und wie er hin und her sann, es ging nicht. Hinter der Hagebuche guckte manchmal die krumme Hahnfeder von dem Binsenhütchen der Hahnenlise hervor, verschwand aber sogleich wieder. Der Knabe sprang mit einem Sprunge hinter die Hagebuche — allein da war Hahnfeder und Binsenhütchen und Hahnenlise weg. Das verdroß ihn so sehr, daß er weinte, und davon gehen wollte. In dem Augenblicke aber schrie ein Guckguck auf der nächsten Eiche — der Knabe zählte eins — zwei — drei — viermal — der Guckguck schwieg, und flog davon.

Richtig! Nun konnte der Peter das ganze Sprüchlein hersagen:

„Hahnenlise
Von der Waldwiese!
Höre mich und sage an:
Hast du keinen großen Hahn,
Der allzeit um vier Uhr früh
Dich geweckt und schrie:
Kikrikiki?!“

Der Knabe hatte das Sprüchlein kaum bis zum Ende hergesagt, da stand auch schon das Hahnweiblein vor ihm, und lächelte ihn gar freundlich an, und sprach: „Guten Abend, fleißiges Peterlein, guten Abend! Es freut mich, daß du das Sprüchlein so schön auswendig gelernt, obwohl dir der Guckguck hat

darauf helfen müssen. Wenn du nun einen großen, schönen Haushahn von mir wirst erhalten haben, der dich jeden Morgen um vier Uhr richtig aufweckt, sollst du nichts mehr vergessen, Peterlein! Nun aber, komm mit mir! Ich muß dir doch auch mein Stüblein zeigen!"

Die Hahnenlise ging voran, und der Knabe folgte willig nach, weil es ihm nicht anders vorkam, als ob die Hahnfeder auf dem Binsenhütchen des Weibes ein Zeigefinger geworden sei, der ohne Unterlaß ihm winkte: „Komm nur! Komm nur! Es wird dich nicht reuen, wenn du mitgehst!"

In dem Stamme der Hagebuche war auf einmal eine Oeffnung zu sehen, so groß, daß gerade ein Mensch von mittlerer Größe und Stärke bequem hineingehen konnte. Die Hahnenlise war schon drinnen, und man sah nichts mehr von ihr. Das kam dem Peterlein doch viel zu schauerlich vor, als daß er nicht zaudern sollte. Da war es ihm aber, als hörte er eine leise, lockende Stimme: „Komm, sollst den schönsten, wachbarsten Haushahn haben!" Dieß wirkte; denn er dachte daran, daß der Tag der Schulprüfung vor der Thüre stehe, und er noch Manches lernen müsse. Mit einem Sprung war er innerhalb der Oeffnung — aber, ach, mit einem entsetzlichen Angstschrei unter der Erde auch schon versunken. —

Es schlug viermal der Hammer einer rauchigen, hölzernen Wanduhr auf eine nebenan befestigte Glasglocke, und die Stimme eines Haushahns ließ sich so gewaltig hören, daß der Peter auffuhr aus dem Schlafe, der seit dem Hinabsinken unter die Erde fast einem bewußtlosen Zustande gleich gewesen war. Aber, o Wun-

der! Das Krähen des Hahns hatte ihn so heiter und frisch gemacht; heiterer und frischer, als er je einmal beim Erwachen ohne Hahngeschrei gewesen zu sein sich erinnern konnte. „Guten Morgen, Peterlein, guten Morgen! Hast gut geschlafen, Junge?“ redete das Hahnweiblein, das plötzlich neben dem Bette stand, den Erwachenden an. Und gar seltsam lächelnd fuhr sie fort: „Habe dir ein Pröbchen geben wollen von der Wachbarkeit des Hahns, den ich dir schenken werde, Peterlein! Nicht wahr? der hat eine helle kräftige Stimme! der ist ein verlässiger Wecker, pünktlich morgens vier Uhr, ganz nach deinem Wunsch und Willen, du fleißiges Büblein! Ei, ei! Das wird eine Freude sein, wenn nun bald die Zeit der Schulprüfung herankommt, und der Hahn und das Peterlein ihre Schuldigkeit gethan haben! — Nun aber folge auch fein dem kräftigen Vogelschrei, und stehe auf! Wasche dich, und kleide dich an, und bete dabei ein andächtig Sprüchlein. Dann kannst du dich wohl ein wenig in meiner kleinen Wohnung umsehen, bis ich in der Küche ein gut Stück von einem Haselhuhn, das mir mein schlauer Fuchs heimgebracht, mit Erdbirnen und Trüffeln zusammen brate. Ach, du armes Peterlein, wirst hungrig sein! Hast ja nichts zu essen bekommen seit gestern Mittag, du armes Peterlein!“

Sie streichelte lächelnd in der Freude, daß sie diesem Uebelstand abhelfen könne, die Wangen des staunenden Knaben, und trippelte in die Küche hinaus, einen kräftigen Imbis herzurichten.

Nun sah sich der Peter in der Stube um; unter dem Ofen lag ein schöner, goldgelber Fuchs, dessen

Augen voll Schlauheit und scharf, wie zwei Messerspitzen, aus den Augenhöhlen hervorragten. Unter einem Stuhle lag ein Faulthier, das, so lange Peter es auch betrachtete, nicht die geringste Bewegung machte, sondern mit der dummsten Miene von der Welt den neuen fremden Gast anstarrte. Ueber dem Kopfe des Knaben aber — da ging es freilich lebendiger hin und her; da flatterte und flog es d'runter und d'rüber, als ob alle Vögel aus der Arche Noah's in der kleinen Stube der alten wunderlichen Waldnixe beisammen seien. Es waren aber lauter Hähne, große, schöne Haushähne, welsche Hähne, Pfauenhähne, Haselhähne, Spielhähne, Birkhähne, Repphähne, und wie die Hähne der alten und neuen Welt alle heißen mögen. Der eine schrie: „Kikri!" Der andere: „Kiki!" Der dritte: „Kluklu-klu!" Der vierte: „Rururu!" Der fünfte: „Ticktícktick!" Der sechste: „Tacktacktack!" Der siebente: „Tucktucktuck!" und so fort. Alle aber wurden von dem schönsten und größten Haushahn übertroffen, der majestätisch auf einer Stange zu oberst in der Stube saß, mit seinen Flügeln um sich schlug, den Hals streckte, den Schweif stellte, und so gedehnt, als es nur sein kann, und mit einer Kraft, die Einem das Gehör hätte rauben können, aus weitgeöffneter Kehle schrie: „Kikrikiki!" —

Recht sehnsüchtig sah das fleißige Peterlein zu dem Haushahn hinauf, und dachte sich: „Der sollte mein sein!" Da trat das Hahnweiblein herein, und lächelte den Knaben an, weil sie wohl wußte, was er dachte, und stellte den Braten auf den kleinen Tisch, mit der Ermahnung: „Nun laß dir's nur schmecken, Peterlein!" „Und," setzte sie hinzu, „während du deinen Hunger

stillen magst, will ich dir meine Jugendgeschichte erzählen, die dir als warnendes Exempel dienen soll, wie weit man es mit der Faulheit bringt. Es wird dir diese Erzählung von großem Nutzen sein, wenn du sie die ganze Zeit deines Lebens hindurch beachten willst. Hier steht auch ein Krüglein mit süßem Birkensaft! Trinke, Söhnlein, trinke fein! Du sollst auch nicht Durst leiden in der Stube der alten Hahnenlise, bei der du einen großen Batzen giltst, du herziges Söhnlein!"

Der Knabe, der hungrig und durstig war, ließ es sich nicht zweimal sagen. Er griff wacker zu, während das Hahnweiblein erzählte: „Ich war einmal so ein schmuckes Mägdlein, als du ein schmucker Junge bist. Allein, was hilft das, wenn man sich nicht von Jugend an alle Mühe gibt, zu einem schmucken Körper einen allzeit fertigen, munteren und aufgeweckten Geist zu kriegen? Meine Eltern waren die reichsten Leute in der ganzen Gegend. Das wußte ich schon als Kind, und wollte darum nichts lernen. Ich aß und trank und schlief — das war meine ganze Beschäftigung. Denn, dachte ich, warum soll ich mich plagen? Ich bin ja das einzige Töchterlein, und werde einmal reich genug sein, um mir Leute zu halten, die für mich arbeiten. Ich versäumte Kirche und Schule und Hauswesen durch einen Schlaf, der täglich so lange dauerte, bis man Mittag läutete. Und nach dem Mittagessen streckte ich die faulen Glieder, und gähnte und legte mich in's kühle Gras im Garten hinter dem Hause, oder wenn ich mir gerade was rechts Gutes anthun wollte, ging ich wohl auch hieher, und legte mich unter den Schatten der Hagebuche, und ließ mich von den Grasmücken

und Nachtigallen in Schlummer singen. So kam der Abend, der mich wieder zum Essen heimrief, und nach dem Essen erst zum tüchtigen, festen Schlafe in das Flaumbett, das mir das Liebste von der Welt war."

„Mein Vater ärgerte sich darüber zu Tode, weil meine Mutter aus falscher Liebe zu mir, die er oft verfluchte, diesen meinen faulen Lebenswandel nach Kräften unterstützte. Nach dem Tode des Vaters aber sah sie ihren und meinen Fehler endlich ein — und wollte mich nun zum Lernen und Arbeiten anhalten. Allein die Wurzel der Trägheit war so tief in mich eingedrungen, daß sie nicht mehr ausgerissen werden konnte. „Steh' auf, faule Lise, steh' auf!" rief die Mutter jeden Morgen wohl zwanzigmal. Aber die faule Lise drehte sich im Bette um, und murrte, und verschlief Kirche, Schule und Hauswesen. Und wenn ich endlich einmal in die Schule kam, so war ich so faul und dumm, daß mich der alte Schulmeister in einer Stunde dreihundert und fünf und sechzigmal zum Guckguck wünschte. Und sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, wie du im Verlauf der Erzählung erfahren wirst." —

„Auf dem Sterbebette hatte mein Vater meiner Mutter ein Kästchen gegeben, mit den Worten: Da hast du ein Vermächtniß für die faule Lise. Wenn ich gestorben bin, so stelle das Kästchen unter ihr Bett; und wenn dessen Inhalt sie nicht munter macht, so ist sie für immerhin verloren. Hab' aber ja Acht, daß diesem Vermächtniß nichts Böses begegne; denn es hängt mit deinem eigenen Leben zusammen."

„Die Mutter stellte das Kästchen unter mein Bett — und morgens früh um vier Uhr weckte mich auf

einmal das Geschrei: „Kikrikiki!“ Der Vater hatte einen großen Haushahn als Wecker für mich bestellt, der mir vom ersten Augenblicke an nicht nur durch sein wildes Krähen, sondern noch mehr durch das Gebot der Mutter, daß ich ihn täglich fleißig füttern müsse, in die Seele tief hinein verhaßt war. Ich sann sogleich auf ein Mittel, des lästigen Weckers los zu werden; und endlich fiel mir ein, es sei das Beste, ein tödtend Gift unter sein Futter zu streuen. Der Hahn krähte nun nimmermehr, und wurde traurig und krank; aber auch die Mutter wurde krank und verzehrte am ganzen Leibe, und starb vor Gram und Herzeleid in derselben Stunde, da der Hahn im Kästchen sein Leben endete.“

„Ich war durch meine Faulheit an Seele und Leib schon so stumpf geworden, daß mich auch der Tod der Mutter nicht mehr erwecken konnte. Ja, ich hatte fast eine heimliche Freude, weil ich mich nun allein wußte mit einem großen Reichthum, den ich ganz auf ein müßiges, träges und nach meiner Weise bequemes Leben verwenden wollte. — Nun war ich vor Allem darauf bedacht, an dem alten Schulmeister, der mir wegen dem Vermächtniß meines Vaters den Spottnamen „Hahnenlise“ aufgebracht hatte, mich recht tapfer zu rächen. Ich ging noch einmal in die Kirche und in die Schule, nur allein, um dem Griesgram, wie ich ihn nannte, sagen zu können: „Herr Schulmeister, heute bin ich das letzte Mal da gewesen!“ Der alte Mann aber war recht ärgerlich über meine Worte; er weinte fast vor Unmuth, und ballte die Faust gegen mich, und rief mir nach: So wünsch' ich dich, faule, nichtswürdige Hahnenlise, von ganzem Herzen das letzte Mal zum Guckguck!“

„Ich aber lachte so eifrig und unverschämt, als es meine Faulheit nur immer zuließ, und wankte über die Wiese, und kauerte mich unter die Hagebuche am Wäldchen, um von den Grasmücken und Nachtigallen in Schlummer gelullt zu werden. Doch, da war keine Nachtigall, keine Grasmücke mehr; sondern auf der nächsten Eiche saß ein Guckguck, der in Einem fort schrie: Guckguck! Guckguck!" —

„Jetzt fiel mir der Schulmeister Griesgram ein; und es befiel mich eine so entsetzliche Angst, daß ich augenblicklich in einen festen Schlaf oder in den Tod verfiel, was ich bis auf diese Stunde noch nicht recht sagen kann. Mir schwindelte vor den Sinnen und ich hatte allerlei Bilder zu gucken, in denen ich nun stets die abscheulichste Hauptfigur bin. Das Allerfürchterlichste war für mich, daß ich in früherer Zeit Tag und Nacht in dem Faulthiere stecken mußte, das du dort unter dem Stuhle ohne alle Regung liegen siehst. Denn obgleich ich als Mensch manche elende Eigenschaft von diesem Thiere an mir trug, so hatte ich doch vor dem Thiere selbst einen grenzenlosen Abscheu; und es gab für mich keine größere Strafe, als daß ich seine Gestalt annehmen mußte. Ich weinte Tag und Nacht, was ich früher in meiner Faulheit nicht einmal gethan habe; und dabei machte ich den festesten Vorsatz, gewiß fleißig und unverdrossen mein täglich Geschäft verrichten zu wollen, wenn ich nur kein Faulthier mehr sein dürfte. Ich verfluchte die goldenen Schätze, die neben mir aufgehäuft lagen, und deren Besitz meine Trägheit nur befördert, statt vermindert hatte."

„Mein fester Vorsatz, mein Seufzen und Sehnen

nach einem erträglichen Zustande verhalfen mir endlich zu der Lebensweise, in der ich mich jetzt befinde. In einem Traume nämlich erschien mir der Geist meiner verstorbenen Mutter, der mir zuerst wohlverdiente Vorwürfe machte, dann aber in folgender erquicklicher Weise sich hören ließ: „Der Zwang, durch den du bisher täglich im Faulthiere stecken mußtest, soll von dem Augenblicke an aufgehoben sein; doch wird die Gestalt des Faulthieres, die dich fortan an deine Trägheit erinnern soll, immerhin unter deinem Stuhle verweilen. Weil du aber das Vermächtniß deines Vaters, den großen Haushahn, der dich zur Munterkeit wecken sollte, vorsätzlicher Weise aus der Welt geschafft, was die Ursache meines Kummers, folglich auch meines Todes war, — so mußt du von nun an täglich den Wochenmarkt des nächsten Ortes, wo Menschen wohnen, besuchen, und mit deinem Reichthume alle Hähne aufkaufen, bis endlich ein fleißiges Kind zu Markte kommt, um sich einen Haushahn auszusuchen, der es früh morgens durch lautes Krähen zum Lernen und Arbeiten aufwecke. Hast du ein solches aufgefunden, dann erst wirst du von diesem elenden Zustande erlöst werden, um dich mit mir in einem glücklicheren Lande vereinigen zu können." — So sprach der Geist meiner Mutter, sah mich wehmüthig an, und verschwand. Morgens darauf aber eilte ich, was ich konnte, auf den Markt; denn ich meinte, ein so eifriges Kind müßte sich bald sehen lassen. Allein ich habe mich jämmerlich getäuscht; denn es müssen jetzt wohl schon hundert Jahre vorüber sein, daß ich den Wochenmarkt besuche; das kannst du mir an den großen Runzeln meines Gesichtes und an meinen tief liegenden

Augen absehen. Ich war nicht wenig darüber erbittert, meinen Gang nach dem Markte immer und immer umsonst thun zu müssen. Und aus Aerger und Verdruß, weil ich nie ein so eifriges Kind aufspüren konnte, kaufte ich seit der Zeit alle Hähne zusammen, oder ich riß ihnen eine Feder unter dem rechten Flügel aus, worauf sie das Krähen verlernten."

„Mein Kummer und Jammer wirkte nun allmählig auf meine Körperskräfte, die durch das hohe Alter ohnehin sehr erschöpft sind, so nachtheilig, daß ich wohl einsah, ich werde den Gang nach dem Markte bald nicht mehr unternehmen und folglich nie den glücklichen Augenblick meiner Erlösung erscheinen sehen können. Aber eine große Hahnfeder, die ich zufällig auf mein Hütlein steckte, hat mir aus der Verlegenheit geholfen. Sie hat eine Kraft, wie ein Wünschelrüthlein. Setz' ich das Hütlein auf den Kopf, so wackle ich munter nach dem Wochenmarkte — und habe nun endlich das Glück gehabt, in deiner Person, du fleißiges Peterlein, meinen Retter zu finden. Damit du aber meine Dankbarkeit erkennen mögest, schenk' ich dir den großen, schönen Haushahn, der dir, wie ich wohl bemerkt habe, so gar gefällt, und so über alle Massen laut Kikrikiki schreit. Geh' nun, lieb' Peterlein, und nimm den Vogel, und laß dich nur wecken von ihm in der goldenen Morgenstunde. Dann wenn du fleißig gelernt hast, wirst du dich in der Schulprüfung, die dir bevorsteht, vortrefflich auszeichnen; wirst auch, ausgerüstet mit Fleiß, Eifer und Kenntnissen, noch manche andere Prüfung in der Welt tapfer bestehen, glücklich sein, Andere glücklich machen, und von allen bessern Menschen geachtet werden."

So sprach die Hahnenlise, streichelte die Wangen des fleißigen Peterleins, der vor Staunen und Verwunderung Essen und Trinken vergessen hatte, lockte den großen, schönen Haushahn von der Stange herunter, und gab ihn dem Büblein unter den Arm, mit den Worten: „Da nimm, und füttere ihn doch fleißig, damit er ja recht wachbar sein möge! Kikrikiki!" —

Der Peter besann sich nicht lange, nahm voll Freude den Hahn, und versuchte sogleich, ob er antworten könne, und schrie: „Kikrikiki!"

Der Hahn aber krähete aus vollem Halse, lauter, als Hahnenlise und Peter zusammen es konnten: Kikrikiki! Und der Peter mußte hellauf lachen vor herzlichem Vergnügen. Er wollte für den Hahn das Pathengeschenk in der Tasche bezahlen. Allein die Lise schüttelte den Kopf und sagte: „Warum nicht gar? Bin ich ja doch deine Schuldnerin, weil du mich aus diesem Elende endlich erlöset hast. Ich will aber auch meine Schuld redlich abtragen, Peterlein! Höre nur, und merke wohl! Von nun an wirst du mich selbst nicht mehr sehen; denn ich werde nun in das Land kommen, wo der Geist meiner Mutter ist. Mein Binsenhütlein mit der Hahnfeder aber bleibt unter der Hagebuche verborgen. Die Hahnfeder ist für den, der Lesen, Schreiben und dergleichen Dinge gut gelernt hat, überdieß, daß sie Einem auf die Beine hilft, noch von anderm ersprießlichen Nutzen. Ich habe nie was gelernt; für mich also ging der bessere Theil ihrer Zauberkraft verloren. Dir aber, fleißiges Peterlein, wird sie dereinst großen Vortheil gewähren. Und wenn du einmal im Sinne hast, dir mit der Feder etwas verdienen zu wollen,

darfst du nur unter die Hagebuche kommen. Der Guckguck, der dir erst zum ganzen Sprüchlein, mit dem du mich gerufen, verholfen hat, wird dir gewiß auch den Ort, wo ich die Feder verborgen habe, entdecken. Denn seitdem der alte Schulmeister gestorben ist, ist der Guckguck gar ein wackerer Vogel geworden, der mit seinem Rufen viel Glück verkündet. Man sagt, der brave Mann habe über mein plötzliches Verschwinden, da er mich das Letztemal zum Guckguck gewünscht, sich so entsetzt, daß er den Adler, den König der Vögel, unterthänigst gebeten habe, den Guckguck von nun an zu einem Glücksvogel zu machen, was auch geschehen ist. — Also! Gehab dich wohl, fleißiges Peterlein! Vergiß nicht, was ich dir sagte! Sei aber auch immerhin fleißig, und bestrebe dich vor Allem, die Feder gut anzuwenden.“ —

Kaum hatte die Alte so gesprochen, da wurde die Stube mit einem purpurrothen Dunst angefüllt. Und unter dem Geschrei der verschiedenen Hähne: „Kikrikiki! Kluklukl u! Rururu! Ticktícktick! Tacktacktack! Tucktucktuck!“ wobei unserm Peterlein Hören und Sehen verging, waren Stube und Hahnenlise, Fuchs und Faulthier und Hähne verschwunden. Und das fleißige Peterlein erwachte morgens vier Uhr in dem Kämmerlein seiner Mutter, aufgeweckt durch den willkommenen Ruf: „Kikrikiki!“ —

Er rieb sich lange die Augen, schlug sich vor die Stirne, rüttelte die Ohren, und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Weil er aber die Mutter so sorglos neben sich schlummern sah, und daraus schließen konnte, daß sie keine Angst um ihn gehabt; ja da sie, kurz nach ihrem Erwachen, ihm erzählte, daß gestern Abends das Hahnweiblein ihn auf ihren Armen fest schlafend daher-

gebracht habe sammt einem großen Haushahn, dem Büblein zum Geschenke — da war der Peter mäuschenstille, machte sich weiters nichts daraus, und dachte bei sich: „Sei dem, wie ihm wolle! Ich bin zufrieden, weil ich einen pünktlichen Wecker habe!“

Der Haushahn that seine Schuldigkeit — und das fleißige Peterlein auch. Und da die Schulprüfung vorüber war, hieß es in der ganzen Gegend: „Der arme Peter ist der Erste geworden.“ — Der reiche Bauer aber prügelte seinen Sohn, den dummen Schlafhans, nicht wenig, weil er das ganze Jahr hindurch das Eselsbänklein hatte hüten müssen. Da schrie der Schlafhans, der einen Groll auf den fleißigen Peter hatte: „Laßt mich nur! Was kann ich denn dafür! Der Nachbar hat gelogen, da er sagte, der Fuchs habe meinen Hahn geholt! Der Peter ist der Fuchs! Er hat mir meinen Hahn gestohlen! Ich habe gestern meinen großen Hahn krähen gehört in seiner Stube! O, ich kenne die Stimme meines großen Hahns! Hätt' ich meinen großen Hahn gehabt, dann wär' ich der Erste geworden! Meinen großen Hahn will ich — und der Peter ist ein Spitzbube!“ —

Endlich ließ der Bauer nach, seinen Sohn zu prügeln und sagte: „Haushahn hin, Haushahn her! Hat man dir nicht Hähne genug gekauft? Hab' ich nicht selbst viel Dutzendmal den wachbarsten Hahn vorgestellt, wenn ich morgens vier Uhr mit der Peitsche vor deinem Bette stand? Du bist doch der alte, faule Schlafhans geblieben. Und nun willst du noch den armen, fleißigen Peter in ein schlecht Gerede bringen? Wohlan, so komm mit mir in die Hütte der Wittwe! Wir wollen nachsehen! Findet sich aber dein Haushahn nicht vor, und bist du ein Lügner,

wie du ein Faullenzer bist — dann hoffe keine Gnade mehr. Ich will dich einsperren bei Wasser und Brod; und der arme, fleißige Peter soll deine Stelle einnehmen in dem Hause des reichen Bauern."

Der zürnende Vater ging mit dem faulen Hans nach der Wohnung der Wittwe, und fand zu seinem nicht geringen Staunen die Aussage des Sohnes bestätigt. Denn beim Eintritte in die Stube grüßte ihn der schöne Haushahn, den er augenblicklich als den ehemaligen Wecker seines Sohnes erkannte, mit einem kräftigen: Kikrikiki! Der Bauer runzelte die Stirne und machte ein finster Gesicht, während der Schlafhans, ein grober derber Bursche, das schwächliche und ängstliche Peterlein beim Halse packte und schrie: „Wo hast du den Hahn her, du arger Schelm? Das ist mein großer, schöner Haushahn, der mir um kein Geld und Gut feil gewesen, weil er mich so pünktlich weckte. Bekenn' es nur, gestohlen hast du mir den Hahn, weil es dich ärgerte, daß ich mit seiner Wachsamkeit stets der beste Schüler war, wie der alte Schulmeister noch heute bezeugen muß. Nun aber bin ich der Letzte geworden, weil ich keine Freude am Lernen mehr hatte, da mir der schöne Haushahn abhanden gekommen. Du, du bist schuld an meiner Schande, elender Bube!"

Bei diesen Worten heulte der Schlafhans, wie ein recht ungezogener Gassenjunge, um auf seine Worte mehr Gewicht zu legen, und das Herz seines Vaters für sich zu gewinnen. Der arme Peter aber betheuerte und sagte: „Hans, wie kannst du von mir so Schlechtes denken? Ich sollte dir den Hahn gestohlen haben? Pfui, Hans! Das ist eine Verläumdung aus deinem

Munde, über die du einst Rechenschaft geben mußt vor dem ewigen Richter. Ich aber will dir die Wahrheit sagen. Ich wußte nicht, daß dieser Hahn je einmal dein Eigenthum gewesen. Ich hab' ihn zum Geschenk bekommen von der Hahnenlise." —

„Ja," fiel die arme Mutter ihrem lieben Söhnlein in die Rede, „ja, das ist wahr! Das kann ich vor Gericht sagen, und fürchte mich nicht. Vor einigen Wochen trat die Hahnenlise in meine Stube und brachte den Hahn meinem Büblein zum Geschenke, wie sie sagte. Es ist ein schöner, wachbarer Hahn, sagte sie weiter. Ein dummer, fauler Bube, dem der Hahn lästig geworden, hat ihn mir vermacht, wogegen ich ihm versprechen mußte, mit meiner geheimen Zauberkraft zu bewirken, daß er jeden Tag so lange schlafen könne, bis seine Mutter die Dienstboten zum Mittagessen rufe. Dein Peterlein aber will nicht so lange schlafen; dein Peterlein will früh morgens beten, lernen und arbeiten. D'rum soll dein Peterlein, der mich gar oft vor den rohen Gassenbuben beschützt, den großen Haushahn haben, der ihn regelmäßig früh morgens vier Uhr wecken wird: Kikrikiki!" —

Der Schlafhans wurde blaß wie eine Leiche, da er sich auf einmal verrathen fühlte. Der reiche Bauer stutzte, und sah ihn verdrüßlich an. Dießmal aber war der Schlafhans nicht faul; sein böses Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Er sann auf eine List, sich aus der Stube machen zu können. „Lügenzeug!" schrie er: „Dieberei und Lügenzeug! Das Bettelvolk will mich verläumden, daß ich noch mehr Schläge bekomme. Doch ich will mir Recht verschaffen! Ich gehe nach

dem Walde zur Hahnenlise, und hole sie hieher. Und sie soll euch Lügen strafen, ihr bösen Leute!"

Nun eilte er aus der Stube, so schnell es seine sonstige Faulheit gestattete, und ging dem Walde zu, nicht, wie er behauptete, die Hahnenlise herbeizuholen, sondern mit Koth und Steinen nach ihr zu werfen, weil sie ihn verrathen hatte.

Als er vor der Hagebuche stand, schrie er aus vollem Halse: „Hahnenlise! Hahnenlise!" Allein es ließ sich kein Hahnweiblein sehen. Da dachte der dumme Schlafhans: „Ich muß das bekannte Sprüchlein sagen, dann kommt sie gewiß heraus; denn wie sie etwas zu schachern weiß, ist sie nicht die Letzte." Er sann daher ein paar Minuten nach, ob das Sprüchlein in seinem gar zu leeren Hirnkasten sich noch vorfinde. Und endlich klatschte er in die Hände und rief.

„Hahnenlise, komm heraus,
Wenn du kannst aus deinem Haus!
Kaufe mir ab meinen großen Hahn,
Daß ich recht lange schlafen kann!
Hi, hi, hi!
Kikrikiki!" —

Die Hahnenlise kam — nicht heraus. Aber sein großer, schöner Haushahn kam auf einmal in der Luft dahergeflogen, worüber der Schlafhans nicht wenig erstaunte. Doch sein Staunen währte nicht lange; denn er fühlte sich auf einmal so träge und schläfrig, daß er auf das Gras unter der Hagebuche hinbaumelte, und seiner Sinne nur mehr so lange mächtig war, um sehen und fühlen zu können, daß der Hahn im hohlen Baumstamme verschwinde, er selbst aber allmählig in die Gestalt eines Faulthieres sich verwandle. Dann war's um ihn geschehen.

Der reiche Bauer in der Stube der armen Wittwe war nicht wenig erschrocken, und das Weib selbst, und das fleißige Peterlein staunten und jammerten, da der Haushahn durch das offene Fenster so schnell, wie eine Schwalbe, davonflog. „Wir wollen ihm nacheilen," rief der Peter, „ich seh' es, er fliegt der Hagebuche zu!"

Alle drei machten sich eilig auf den Weg. Da sie aber an der Hagebuche ankamen, konnten sie keinen Hahn entdecken, so eifrig sie auf alle Bäume rechts und links ihre Blicke richteten. Das Peterlein dachte: „Der Hahn ist zu der Hahnenlise zurückgekehrt! Ich will das Weiblein rufen: Vielleicht erscheint sie noch einmal, gibt den Hahn wieder heraus, und zugleich das Zeugniß, daß ich ihn nicht gestohlen, sondern sie ihn mir geschenkt habe!" —

Er stellte sich dicht vor die Hagebuche und rief:

„Hahnenlise
Von der Waldwiese!
Höre mich und sage an:
Hast du keinen großen Hahn,
Der allzeit um vier Uhr früh
Dich geweckt und schrie:
Kikrikiki!"

Allein, ob auch der Peter das Sprüchlein dreimal hersagte — die Hahnenlise ließ sich nicht sehen. Auf den Zweigen der Hagebuche aber gaukelte der Guckguck, und schrie in Einem fort: „Guckguck! Guckguck!" Und flatterte hernieder bis auf das tiefste Zweig, das fast den Boden berührte.

„Was ist denn da zu gucken?" spottete der reiche Bauer; fuhr aber zugleich mit einem Schrei des Entsetzens zurück, weil er im Grase ein Faulthier entdeckte,

das ihn mit so dummen und trägen Augen anstarrte, wie es sonst der Schlafhans gethan. „Da ist Hexerei mit im Spiele!“ schrie er, bekreuzte sich und lief davon.

Noch ärger aber war sein Entsetzen, da der Schlafhans von dem Augenblicke an nirgends aufzufinden war. Aus Kummer und Verdruß verläumdete er die arme Wittwe und das fleißige Peterlein, als ob sie mit dem Beelzebub im Bunde seien, was die Wittwe so tief schmerzte, daß sie kurze Zeit darauf aus Gram und Herzeleid das Zeitliche segnete.

Das Peterlein aber hatte kein Aufkommen mehr in der ganzen Gegend. Seine Schulkameraden flohen ihn — und er war doch das unschuldigste Peterlein von der ganzen Welt.

Da weinte er recht von Herzen, daß es ihm so schlecht ergehen müsse. Doch faßte er endlich den Entschluß, in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Er ging auf den Kirchhof, und nahm Abschied von dem Grabe seiner verstorbenen Mutter, und verließ, ein Bündelchen unter dem Arme, sein kleines Häuslein, das so verschrieen war, daß es ihm kein Mensch abkaufen wollte.

Ohne Gut und Geld, nur mit einigen Schulkenntnissen, der Frucht seines Fleißes, ausgestattet, zog er auf dem Fußweg über die Wiese hinaus. Da fiel ihm bei, daß die Hahnenlise das Hütchen mit der Hahnfeder ihm versprochen habe. Darum ging er noch einmal unter die Hagebuche, besann sich auf ein Verslein un rief:

„Hahnenlise
Von der Waldwiese!
Hast du auch keinen großen Hahn
O so deute mir nur an,

Wo ich das Hütchen finden kann,
Und die geschickte Feder d'ran!"

Da ließ sich der Guckguck wieder sehen auf der Hagebuche, gaukelte und flatterte und schrie: Guckguck! Guckguck! Und flog endlich hernieder in den hohlen Baumstamm, wo er alsbald verschwand. Der Peter guckte hinein, und sah zu seiner größten Freude das Hütchen mit der schönen Hahnfeder. Ein goldener Schatz wär' ihm nicht lieber gewesen. Er setzte sich das Hütchen auf den Kopf, und nun ging's so flink vorwärts, als ob er Hirschfüße bekommen hätte; ja, es war ihm oft, als ob er fliegen könnte.

Tags darauf befand er sich schon in einer großen Stadt, deren Namen ihm gar nicht bekannt war, woraus er schloß, daß er schon über hundert Meilen von seiner Heimath entfernt sein müsse. Denn die Namen aller Städte auf hundert Meilen hatte er ja fleißig in der Schule gelernt. „Ei, ei," dachte er, „bei mir trifft das Sprichwort genau ein: Er kann mit der Feder gut fort."

Nun aber plagte ihn Hunger und Durst; und er mußte darauf sinnen, wie er durch die Feder Speis' und Trank gewinnen könne. Weil er was gelernt hatte in der Schule, so standen ihm auch gleich mehrere Pläne zu Gebote; und er wählte den ersten besten, dessen Ausführung der Seltenheit wegen ihm auch am schnellsten Verdienst und Lohn eintragen sollte.

Er ließ sich als Läufer melden am Hofe des Fürsten, und wollte vor Tausenden eine Probe seiner Kunst von sich geben. Der Fürst bestimmte den andern Tag — und hatte eine ungemeine Freude über das Gelingen der harten Probe eines so kleinen Männleins — und machte das Peterlein zu seinem Leibläufer.

Da gab's nun Ruhm und Verdienst genug. Allein nach einiger Zeit kam's dem Peter vor, als ob diese Beschäftigung doch nicht ehrenwerth genug für ihn sei, und daß er in der Schule von jeher den jungen Geist nicht darum angestrengt habe, um für alle Zeit der Leibläufer eines Fürsten zu bleiben. Da fiel ihm die Rede der Hahnlise bei: „Die Hahnfeder ist für den, der Lesen, Schreiben und dergleichen Dinge gut gelernt hat, überdieß, daß sie Einem auf die Beine hilft, noch von anderm ersprießlichen Nutzen. Ich habe nie was gelernt; für mich also ging der bessere Theil ihrer Zauberkraft verloren. Dir aber, fleißiges Peterlein, wird sie dereinst großen Vortheil gewähren!"

Der Peter, aus Begierde, diesen bessern Theil der Zauberkraft kennen zu lernen, lös'te jetzt die Feder von dem Hütchen. Und kaum hielt er sie zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, da war es ihm, als müßte er Alles, was er dachte, viel reiner, richtiger und klarer, als er es dachte, niederschreiben. Aeußerst freudig überrascht, nahm er sogleich Papier und Tinte, tauchte die Feder ein, und ließ ihr freien Lauf — und in einer Stunde las er die ausgedachtesten Gedanken, von der Feder übergetragen in feingestellte Wortsätze. Er hüpfte vor Lust und Wonne, und war so außer sich, daß er nicht einmal hörte, wie der Fürst, der unvermerkt ihm nahe gekommen, ihn anredete. Endlich aber antwortete er auf die Frage: „Peterlein, was machst du da?" mit tiefer, ehrerbietiger Verbeugung: „Mein hoher, gnädiger Herr, ich habe als fleißiger Junge manch Schönes gelernt in der Schule — und nun wollte ich doch probiren, ob mir

noch was übrig geblieben von meinen Kenntnissen, und ob ich nicht alles Gehirn weggelaufen habe auf den Schnellreisen, die ich für Eure Herrlichkeit unternommen."

Der Fürst lächelte und meinte: „Das wird was Rechtes sein!" — Der Peter aber nahm sich die Freiheit, das Papier seinem Herrn darzureichen. Der Fürst hatte das Geschriebene kaum zur Hälfte gelesen — da sah er den Läufer mit großen Augen an. Und als er fertig war, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen aus lauter Staunen und Freude, und rief „Ei, der Tausend! Peter, du bist ein Gedankenläufer! Was ich schon lange im Kopfe hatte, und nicht zu Papier bringen konnte — das finde ich hier so klar niedergeschrieben, als hättest du es aus meinem Hirnkasten geholt. So wahr ich der Fürst des Landes bin — du sollst von nun an nicht mehr mit den Füßen laufen; sondern ich will deine Feder in Anspruch nehmen und du sollst sie auf dem Papiere laufen lassen, daß kaum deine Gedanken nachkommen, du Tausendjunge!"

Der entzückte Peter mußte nun in der Hofkanzlei des Fürsten schreiben. Und wenn etwas Schwieriges zur schriftlichen Ausarbeitung vorkam, sagte der Fürst: „Gebt's nur dem Peter! Der kann mit der Feder gut fort." Am Ende wurde das fleißige Peterlein gar der Kabinetssekretär des gnädigen Herrn. Ja, man sagt, seine Feder sei so ergiebig gewesen, daß sie ihn nebenbei noch zum berühmten Schriftsteller stempelte.

Der Schlafhans aber ist ein Faulthier geblieben.

Inhalt.



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Der Köhler von Valencia.

1.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.